№ 257. Sonntag den 2. November 1879

Strasburger Zeitung.

Erscheint wöchentlich 6 mal, Morgens.
Vierteljährlicher Abonnementspreis in Strasburg bei C. V. Langer und H Choinski 2 R.-Mk., bei allen Post-Anstalten des Deutschen Reichs 2 R.-Mk. 50 Pfennige.

Inseraten-Annahme auswärts:
Berlin: Hasenstein & Vogler, Rudolf Mosse, Central-Annoncen-Bureau der deutschen Zeitungen, Bernhard Arndt, Leipzigerstr., G. L. Daube & Co. und sämmtliche Filialen dieser Firmen.

Insertionsgebühr:
die 5gespaltene Petitzeile oder deren Raum 10 Pf.
Inseraten-Annahme in Strasburg
bei C. V. Langer und H. Choinski, sowie in Thorn in der Exped. der Thorner Ostdeutschen Ztg., Brückenstraße 10

Wochenübersicht.

* Thorn. 1. November.

Der Dienstag der nunmehr verflossenen Woche brachte die Eröffnung des preußischen Landtages, welche durch Se. Majestät den König in eigner Person vollzogen wurde. Die Thronrede nimmt verhältnißmäßig wenig Interesse in Anspruch, da sie sich fast einzig darauf beschränkt, die in der Presse bereits lang und breit erörterten Vorlagen anzukündigen. Der Umstand, daß in derselben von unserer auswärtigen Politik nicht die Rede war, scheint merkwürdigerweise im Auslande zu befremden, während es ja doch ganz natürlich ist, da der Landtag sich mit der auswärtigen Politik überhaupt nicht zu befassen hat.

Am Donnerstag fand in Hause der Abgeordneten die Präsidentenwahl statt und der Präsidentensitz fiel dem conservativen Herrn v. Köller zu, während Herr v. Benda (nationalliberal) erster und Herr v. Heeremann (Centrum) zweiter Vicepräsident wurde. — Im Herrenhause wurde das frühere Präsidium durch Acclamation wiedergewählt.

Dem Justizminister Dr. Leonhard ist der erbetene Abschied bewilligt, und das Justizministerium dem Staatssecretär im Reichsjustizamt Dr. Friedberg übertragen worden.

Der ehemalige landwirthschaftliche Minister Dr. Friedenthal ist in's Herrenhaus berufen.

Der Cultusminister v. Puttkamer hat neulich in Essen eine Rede gehalten in welcher er den Inhalt der bekannten Depesche der „Köln. Ztg.“ bezüglich des deutsch-österreichischen Bündnisses bestätigte. Dafür ist nun die „N. A. Z.“ hart mit ihm in's Gericht gegangen und hat erklärt, er könne in der beregten Angelegenheit nicht informirt sein. Das Dementi der „N. A. Z.“ hat begreiflicher Weise nicht verfehlt, große Heiterkeit hervorzurufen.

In Oesterreich ist das Abgeordnetenhaus des Reichsraths gegenwärtig mit der Adreßdebatte beschäftigt, während im Herrenhause die Adreßdebatte schon geendigt hat, und zwar mit einer Niederlage der Regierung.

In Frankreich giebt der gegenwärtig in Marseille tagende socialistische Arbeitercongreß Zeugniß davon, daß die aus den communistischen Bestrebungen erwachsende Gefahr nicht unterschätzt werden darf. Die Regierung scheint aber auch die Augen offen zu halten, denn in der verflossenen Woche sind wiederum einige Maßregelungen vorgenommen worden. — Der bekannte Soleil-Correspondent Pegramont hat von Italien ans seinem Blatte Mittheilungen über eine Unterredung mit drei nicht namhaft gemachten italienischen Staatsmännern zugehen lassen, welche den Abschluß einer „lateinischen Allianz“ als Gegengewicht der „germanischen Allianz“ befürworten. Ob Herr Pegramont mit seinen Winken Glück haben wird, wollen wir doch erst abwarten.

In England hat die Rede Lord Salisbury's einen Sturm von Gegenreden seitens der Oppositionsmänner hervorgerufen, wovon wir nur zwei Reden Hartington's erwähnen, nicht etwa, weil dieselben als eine geglückte Widerlegung der Darlegungen Salisbury's betrachtet werden könnten, sondern nur deshalb, weil sie zum ersten Male anerkennen, daß eine künftige Whig-Regierung die vom jetzigen Tory-Cabinet eingegangenen Verpflichtungen aufrecht erhalten müsse. — Das Strafgericht in Kabul hat begonnen, indem der oberste Mollach von Kabul, zwei Generäle, sowie einige andre Personen, die sich an dem Aufruhr betheiligt hatten, vor den Thoren der Stadt gehenkt wurden. Die Einwohner Kabuls werden hoffentlich aus dem statuirten Exempel eine heilsame Lehre ziehen.

In Rußland scheint man nach und nach zu der Erkenntniß gekommen zu sein, daß die central asiatische Expedition für dieses Jahr gründlich mißglückt ist und trägt sich mit großen Plänen für's Frühjahr. Inzwischen werden die Engländer Zeit haben, ihre Errungenschaften diplomatisch und militärisch zu sichern, so daß den Russen das Nachsehen bleibt.

Der Türkei macht Ostrumelien viel Sorge. Sie bemüht sich die Zustimmung der Mächte zur Absetzung Aleko Paschas zu erlangen. Es ist nur zu wünschen, daß dies gelingen möge, da Aleko hinlänglich bewiesen hat, daß er für seinen Posten nicht taugt. Die griechisch-türkischen Grenzregulirungsunterhandlungen sind soweit vom Ziele, wie vor Wochen.

Preußischer Landtag.

Abgeordnetenhaus.

3. Plenar-Sitzung. Freitag 31. Oktober, Mittags 1 Uhr.

Präsident von Köller eröffnet die Sitzung um 1¼ Uhr. Am Ministertisch Finanzminister Bitter und Geheimer Ober-Finanzrath Böttiger. Auf der Tagesordnung steht nur Entgegennahme von Vorlagen der königlichen Staatsregierung.

Es erhält zunächst das Wort Finanzminister Bitter: Meine Herren: ich habe die Ehre mit allerhöchster Ermächtigung dem hohen Hause den Haushaltsetat pro 1880/81 im Entwurf vorzulegen, ebenso den dazu gehörigen Gesetzentwurf Ich bitte, einige erläuternde Bemerkungen hinzufügen zu dürfen, welche erkennen lassen, unter welchen Bedingungen die Aufstellung des Etats hat erfolgen müssen. Die Einnahmen des neuen Etats beziffern sich auf zusammen 720, 712, 391 Mll. und die Ausgaben im Ordinarium auf 726, 319, 741 Mll. Das Gesammtdeficit beziffert sich auf 42,622,650 Mk. Ich bin weit entfernt, dieses Ergegniß als ein sehr günstiges zu bezeichnen (Heiterkeit); auf der anderen Seite aber stellt sich doch heraus, daß die Krisis, welche so wesentlich auf die Verringerung der Staatseinnahmen eingewirkt hat, in einen gewissen Stillstand gebracht ist und daß der Verkehr und die Arbeitsthätigkeit wieder in regelmäßige Bahnen einzuschlagen beginnt; so daß mit einiger Sicherheit erwartet werden kann, daß es möglich sein wird, in absehbarer Zeit das Gleichgewicht in den Einnahmen und Ausgaben den Staats wieder herzustellen. Eigentlich ist eine Mindereinnahme von 82 Millionen Mark zu verzeichnen, aber darunter befinden sich 68 Millionen Mk. Hinterlegungsgelder, welche nur aus durchlaufenden Posten bestehen und deshalb in Abzug gebracht werden müssen. Es bleiben somit nur 14,600,000 Mk. aber diese immerhin erwünschte Mehreinnahme würde sich in eine bedeutende Mindereinnahme verwandeln, wenn nicht aus den Ueberschüssen der Reichskasse ein Betrag von 23,900,000 Mk. angemeldet worden wäre. Es konnte ja noch in Frage kommen, ob in Gemäßheit der Vereinbarung, welche von Seiten des Reichstages beschlossen worden ist, der Ertrag aus den Zöllen und der Tabakssteuer in Preußen vertheilt worden ist, sich nicht eignete zum Steuererlaß. Ich habe geglaubt, diese Frage verneinen zu müssen. Es kommt vor allen Dingen darauf an, das Gleichgewicht in unseren Finanzen wiederherzustellen, und ich glaube, daß unsere Lage nicht dazu geeignet ist, schon jetzt mit Steuererlässen vorzugehen. Ich stehe auf dem Standpunkte der altpreußischen Finanzwirthschaft, die dazu beigetragen hat, das Vaterland auch unter schwierigen Verhältnissen auf seiner Höhe zu erhalten und diejenige Stellung zu sichern, welche es jetzt einimmt. Ich glaube, es wird darauf ankommen, strenge Ordnung im Haushalt beizubehalten und wiederherzustellen, außerdem aber die Sparsamkeit mit Vernunft und mit Vorsicht so eintreten zu lassen, daß darunter für die Staatsverwaltung keine Verlegenheiten entstehen, die Finanzverwaltung wird daher alle nicht durchaus nothwendigen Ausgaben namentlich aber alle Luxusausgaben für bessere Zeiten hinausschieben. Dagegen bin ich nicht entfernt der Meinung, solche Ausgaben ablehnen zu müssen, welche ich als produktive bezeichnen möchte. Hierzu rechne ich namentlich solche Ausgaben, welche geeignet sind, der Arbeitsthätigkeit, dem Erwerb der Nation neue Quellen zu eröffnen. Wenn ich von dieser Abschweifung zurückgreife und zu der Finanzlage übergehe, so habe ich noch zunächst das Resultat der Finanzverwaltung von dem Jahre 1878/79 Ihnen vorzuführen, welche auf den jetzigen Etat von Einfluß gewesen sind, und den ich als recht ungünstig bezeichnen muß. (Hört! hört!) Es sind bereits bedeutende Ausfälle für die Staatsverwaltung von meinem Vorgänger in Aussicht gestellt; es hat sich nun ergeben, daß obschon einige außerordentliche Einnahmen in den Etat eingestellt worden, demnach ein Deficit von 8,744,514 Mk. übrig geblieben ist, welches durch die laufende Verwaltnng nicht gedeckt werden kann. Es haben sich bei fast allen Zweigen der Staatsverwaltung bedeutende Mindereinnahmen ergeben, darunter bei der Bergwerksverwaltung über 11 Millionen. Bei der Eisenbahnverwaltnng über 12 Millionen.

1

Werkzeuge der Sühne.

Novelle von **Gustav Höcker.**

(Fortsetzung.)

„Ja!“ rief Krüllmann, wer mir das sagen könnte! Das ist eben das große Räthsel meines Lebens. Dem Banquier war der Auftrag von einem Newyorker Bankhause geworden, dessen Namen ich bis dahin nie gehört hatte.“

„Und haben Sie sich bei dem Newyorker Bankhause nicht weiter erkundigt?“

„Ich schrieb an das Bankhaus, erhielt aber zur Antwort, daß der Auftraggeber ungenannt bleiben wolle. Auf meine wiederholten dringenden Bitten, mir meinen Wohlthäter zu nennen, damit ich ihm danken könne, erhielt ich gar keine Antwort.“

„Vielleicht war es eine Wohlthäterinn?“ forschte Fräulein Lenz. Der Direktor zuckte wie rathlos die Achseln und schwieg.

„Haben Sie denn gar keine Ahnung,“ drang die Sängerin in ihn, „von wem Ihnen ein so reiches Geschenk hätte kommen können?“

„Auch nicht die geringste!“

„Giebt es Niemanden“, frug Fräulein Lenz weiter, „der sich mit Ihnen vielleicht durch eine freundliche Erinnerung an frühere Zeiten hätte verknüpft fühlen können, — Niemanden, dessen Dankbarkeit Sie sich einst erworben haben?“

„Eine freundliche Erinnerung an frühere Zeiten“, wiederholte der Theaterdirektor, indem er nachdenklich den Kopf neigte, „wohl auch Dankbarkeit — ja, es gab Jemanden, der mir gewiß beides bewahrte, aber daß mir von dieser Seite eine so fürstliche — es wiederstrebt meinem Gefühle, zu sagen, Belohnung zu theil geworden sein sollte „ist uns undenkbar.“

„Sie haben meine Neugier rege gemacht, Herr Direktor“, sagte Fräulein Lenz mit einem einschmeichelnd schmachtenden Blick; „wenig Sterblichen begegnet so Ungewöhnliches wie Ihnen. Ihr Glücksstern spielt Ihnen auf geheimnißvolle Weise ein Vermögen in die Hand, ohne Zweifel ist das Andere — jene Erinnerung an frühere Zeiten nämlich — auch sehr erzählenswerth. Es hat Sie offenbar in eine träumerische Stimmung versetzt; gewiß ist es etwas Poetisches, Romantisches. Ach! und ich liebe das Romantische so sehr. Wollen Sie mich nicht auch mit dieser Geschichte bekannt machen?“

Direktor Krüllman starrte mit abwesenden Blicke in's Leere. „Sind Ihre Koffer noch immer nicht angekommen?“ frug er Fräulein Lenz, anstatt zu antworten.

„Leider noch nicht, doch darum handelt es sich jetzt nicht; Sie sollen mir vielmehr —“

„Fatale Sache das“, sagte der Direktor ganz in voriger Weise, „so lange Ihre Koffer mit der Gaderobe nicht da sind, können Sie gar nicht auftreten.“

Der Direktor beharrte fest bei dem Thema der noch nicht eingetroffenen Koffer, und alle Bemühungen der Sängerin das Gespräch auf den früheren Gegenstand zurückzulenken, blieben erfolglos, sodaß sie sich voll Verdruß endlich von ihm abwandte. Nach Verlauf einiger Zeit fühlte er eine leise Berührung. Zwei kleine reizende Fingerchen waren es, die unter tadelloser Glacéhandschuhhülle sanft seine Schultern betippten. Fräulein Lenz stand abermals an seiner Seite.

„Sagen Sie mir, lieber Herr Direktor — bitte, fangen Sie nicht wieder von den Koffern an, ich werde Sie nie mehr mit meiner Neugier belästigen — Sagen Sie mir, „haben Sie vielleicht einmal von einer italienischen Sängerin gehört, Namens —“

„Nun, welches Namens?“ frug der Direkor.

„Fräulein Lenz schien momentan von ihrem Gedächtniß im Stich gelassen und suchte demselben dadurch zu Hülfe zu kommen, daß sie die Hand an die sinnende Stirn legte.

„Cerutti!“ rief sie plötzlich und mit großer Lebhaftigkeit, als sei ihr der Name eben eingefallen. Mit festem unverwandten Blick lauschte sie dem Mienenspiel im Gesichte des Direktors.

Offenbar war sie enttäuscht, ihn den eben genannten Namen in voller Seelenruhe wiederholen zu hören. „Cerutti, — Cerutti — hm! es hat allerdings einmal eine Primadonna dieses Namens gegeben, die eine Zeit lang Furore machte. Ich weiß nicht, war es in Italien, England oder Amerika; ich habe nur in den Zeitungen davon gelesen, aber es ist schon geraume Zeit her, länger wohl, als Sie auf der Welt sind.“

Fräulein Lenz hatte sich darauf gefaßt gemacht, daß Direktor Krüllmann sie nach dem Interesse fragen werde, welches sie an einer längst in Vergessenheit gerathenen Gesangsgröße nehme, aber so weit dachte er offenbar gar nicht, sondern er kam von der Cerutti auf die Patti, von dieser auf die Trebelli, dann auf Julia Grisi und schließlich sogar auf die Catalani zu sprechen und Fräulein Lenz hörte ihm schweigend zu, über den Eifer lächelnd, mit welchem er sich über italienische Gesangsgrößen verbreitete, während ihrer Frage doch nichts ferner gelegen hatte, als damit die Anregung zu einem musikalischen Thema zu geben . . . .

Die Klavierprobe war zu Ende und Fräulein Lenz befand sich mit Fräulein Spring auf dem Wege zu der Wohnung, die beide gemeinschaftlich hatten.

„Wie hast Du ihm überhaupt die Geschichte entlockt?“ frug Fräulein Spring ihre Gefährtin

„Zu meiner großen Ueberraschung kam er von selbst darauf zu sprechen“, antwortete Fräulein Lenz; „wie es scheint, macht er kein Geheimniß aus seinem mysteriösen Glücksfalle, sondern erzählt ihn Jedermann, der zuhören will.“

„Aber der Name Cerutti blieb ohne jeden Eindruck? frug Fräulein Spring weiter.

„Leider! Auch nicht eine Wimper zuckte an dem Direktor, trotz des Effektes, mit dem ch die Nennung des Namens begleitete.“

„Am Ende hat er gemerkt, daß Du ihn ausholen wolltest,“ sagte Fräulein Spring. „Schon daß er Deinen weiteren Fragen auswich und von unseren Koffern anfing, erscheint mir verdächtig.“

„Mir beweist es nur, daß er gerade das, worauf mir Alles ankommt sorgfältig verschweigt. Er würde jedem andern Frager ebenso ausgewichen sein.“

„So hättest Du also gar nichts erreicht,“ meinte Fräulein Spring, „und unser kühnes Unternehmen liefe auf ein bloßes Abenteuer hinaus.“

„Das fürchte ich leider auch!“ seufzte Fräulein Lenz.

„Halt' einmal!“ sagte Fräulein Spring und blieb stehen, als sei ihr plötzlich Etwas eingefallen. „Wie nun, wenn der Name Cerutti nicht ächt, sondern ein erst später angenommener wäre? Sei es, um für Krüllmann unauffindbar zu bleiben, oder sei es nur des italienischen Klanges wegen.“

„Das wäre allerdings eine Möglichkeit!“ rief Fräulein Lenz, ganz von diesem Gedanken erfaßt.

„Freilich ist auch in diesem Falle Deine Lage um nichts gebessert,“ bemerkte Fräulein Spring.. „Wie willst Du den richtigen Namen herausbringen?“

Fräulein Lenz machte eine Bewegung mit der Hand, wie zur Abwehr dieses Zweifels, und sagte nach einigem Nachdenken: „Ich brauche den Namen gar nicht. Es giebt ein anderes Mittel, das noch viel wirksamer ist.“

„Und das wäre?“

„Das Porträt, die Lithographie, die in meinem Zimmer hängt,“ versetzte Fräulein Lenz. „Sie stammt aus jener Zeit; es kann sich nur um einen Unterschied von einigen Jahren handeln, um welche das Bild später aufgenommen ist. In diesem Alter verändert sich Niemand so, daß ein paar Jahre die Aehnlichkeit verwischen könnten. Und das Bild soll sprechend ähnlich sein.“

(Fortsetzung folgt.)

(Ruf: hört!) Diese außerordentlichen Mindereinnahmen sind indeß durch Ersparnisse in der Verwaltung bedeutend herabgemindert worden. Auch die Einnahmen des laufenden Etatsjahres weisen, soweit dieselben bis jetzt bekannt geworden sind, sehr bedeutende Minder-Erträge auf, so bei der Bergwerksverwaltung 2 Mill., bei Eisenbahnen 5 Millionen, bei den indirekten Steuern 3,500,000 Mark bei den Domänen-Ablösungen etc, 1,300,000 Mk. zusammen 14,900,000 Mk. diesen Minder-Einnahmen stehen Minderausgaben von 7,900,000 Mk. gegenüber, so daß für den Augenblick noch eine Mindereinnahme von 7 Millionen übrig bleibt. Es wird Ihnen ein Gesetzentwurf vorgelegt werden, in welchem Ihnen der Vorschlag gemacht werden soll, das Defizit von 47 Millionen durch eine Anleihe zu decken. Die Staatsverwaltung ist wesentlich angewiesen auf die Einnahmen des Staats, und glaube es wird Ihre Zustimmung finden, wenn ich erkläre, daß bei der Bemessung der Ausgaben, die äußerste Vorsicht, die äußerste Sparsamkeit angewendet worden ist. Was das Extraordinarium anbelangt, welche das Defizit so erheblich vermehrt hat, so stellt sich dasselbe in Höhe von 12½ Millionen aus Beiträsen zusammen, welche für Bauten ausgeworfen sind, die auf Grund früherer Beschlüsse des Hauses in Angriff genommen und nicht haben sistirt werden können. Die einzige Ausgabe welche vielleicht Bedenken erregen könnte, besteht in 5 Millionen Mk. welche in Rechnung gestellt ist für die Verbesserung der größeren Ströme unseres Landes. Der Finanzminister bedauert, daß er deu verschiedenen Ressortministern sehr bedeutenden Beiträge für Verwaltungszwecke hat ablehnen müssen, daß er dagegen überall, wo es sich um wirthschaftliche Fragen oder solche Fragen handelt, welche den geistigen Gütern der Nation zu Gute kommen, bereitwilliger Berücksichtigung hat zu Theil werden lassen. Ferner erklärt der Minister, daß die Verständigung darüber, daß der Druck der direkten Steuer durch die Einnahmen aus den Ueberschüssen der Reichssteuern gemildert werden soll, in vollem Umfang aufrecht erhalten werden wird. Weiter stellt Redner eine Reform der direkten Steuern in Aussicht, indem er ausdrücklich hervorhebt, daß die Beibehaltung der direkten Steuern im Wesentlichen bestehen bleiben soll. Daraus folge aber noch keineswegs, daß von den Steuererlässen, die in Aussicht gestellt worden sind, abgegangen werden soll. Ebenso stellt Redner eine Revision der Stempelsteuer, „namentlich eine Börsen- und Banksteuer in Aussicht. Gegenwärtig werde im Finanzministerium eine Novelle vorbereitet, welche den Zweck hat, die Härten auszugleichen, welche mit der Erhebung des Immobiliarstempels verbunden sind. In sehr langen Ausführungen wendet sich sodann der Finanzminister zu der Frage wegen Ankaufs der Eisenbahnen und erklärt sich entschieden dafür, daß der Staat als solcher die unbedingte Disposition über die großen Durchgangslinien haben müsse. (Bravo! rechts.) Der Staat habe dafür zu sorgen, daß der erwerbenden Thätigkeit keine Beschränkungen auferlegt, daß alle Verkehrshindernisse beseitigt, und daß Alles, was dem öffentlichen Verkehrerwerbe Schaden thut, durch die Mitwirkung des Staates aus dem Wege geräumt werde. Von diesem Standpunkte aus sei es erwünscht, wenn diejenige Thätigkeit, welche jetzt in vielen Eisenbahnverwaltungen sich in eine Concurrenzthätigkeit entwickelt, sich zu einer mehr fruchtbaren Thätigkeit umgestaltet. Der Minister befürchtet von dem Ankauf der Privatbahnen durch den Staat eine Schwächung des Staatskredits nicht und ebenso ist er der Ueberzeugung, daß eine Verzinsung des Anlagekapitals aus den Betriebs-Einnahmen sich vollauf werde ermöglichen lassen. Er richte an das Haus die Bitte, mit vereinten Kräften dahin zu wirken, daß das Defizit aus dem Etat verschwinde, an seinem Entgegenkommen und seinem guten Willen wird er es nicht fehlen lassen. (Bravo rechts.) Damit ist die Tagesordnung erledigt. Nächste Sitzung Dienstag 12 Uhr. T.-O.: Mehrere kleine Vorlagen.

Deutschland.

Berlin, 31. Oktober.

— Dem Abgeordnetenhause ist unter dem 28. October von dem Vicepräsidenten des Staatsministeriums Grafen Otto zu Stolberg Mittheilung über die seit dem Schlusse der letzten Landtagssession (21. Februar d. J.) im Staatsministerium vollzogenen Veränderungen zugegangen. Diese Veränderungen sind: 1. Ernennung des landwirthschaftlichen Ministers Dr. Friedenthal zum Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten (am 1. April cr.); 2. Ernennung des Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, Maybach zum Minister der öffentlichen Arbeiten unter gleichzeitiger Beauftragung mit Fortführung der Verwaltung des Ministeriums für Handel und Gewerbe (am 1. April cr.); 3. Entbindung des Finanz-Ministers Hobrecht vom Amte auf sein Ansuchen (am 4. Juli cr.); 4) Ernennung des Unterstaatssekretärs Bitter zum Finanz-Minister (am 5. Juli cr.); 5) Dienstentlassung des Cultusministers Dr. Falk auf dessen Ansuchen (am 13. Juli cr.); 6) Dienstentlassung des Landwirthschaftsministers Dr. Friedenthal auf dessen Ansuchen (am 13. Juli cr.); 7) Ernennung des Oberpräsidenten der Provinz Schlesien, v. Puttkamer, zum Cultusminister (am 13. Juli cr.); 8) Ernennung des Rittergutsbesitzers Dr. Lucius zum Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten (am 13. Juli cr.); 9) Ernennung des Staats-Ministers und Reichskanzleramtspräsidenten Hofman zugleich zum Minister für Handel und Gewerbe (am 15. Juli cr.); 10) Tod des Staatsministers v. Bülow, Staatssecretärs im Auswärtigen Amte des Deutschen Reiches (am 20. October).

— Die „F. Z.“ erfährt nachträglich, daß Herr v. Puttkamer als echt konstitutioneller Minister sich neulich nach dem Kreise Löwenberg begeben wollte, um dort vor seinen Reichstagswählern sein politisches Programm in einer Rede zu entwickeln. Von einem einflußreichen Ministerkollegen ist jedoch Hrn. v. Puttkamer privatim bedeutet worden, er möge von seinem Plane Abstand nehmen, da es in Preußen noch nicht, wie in Frankreich, Sitte geworden sei, daß Minister in öffentlichen Versammlungen sich um parlamentarische Mandate bewerben. Die Reise des Herrn v: Puttkamer unterblieb, und so sind wir um eine interessante Rede gekommen.

— Wie die „Post“ vor einigen Tagen, so tritt nun auch die officielle Wochencorrespondenz der freiconservativen Partei in Opposition gegen den Cultusminister und dessen Vorgehen in der Elbinger Schulangelegenheit. Der Schluß des Artikels lautet: Ungleich wünschenswerther wäre es allerdings gewesen, wenn eine völlige Klarstellung der Grundlage erfolgt wäre, von welcher unsere Schulverwaltung auszugehen gedenkt. Denn darüber besteht kein Zweifel, daß, so wenig in gemäßigten Kreisen der einseitigen Förderung der abgemeinen Bildung auf Kosten der Religion das Wort geredet wird, ebensowenig auch die ausschließliche Berücksichtigung der letzten Billigung findet, und daß eine solche nur allzu rasch dazu führen würde in der Stimmung des Volkes einen Umschlag im radicalen Sinnne herbeiführen. Man darf hiernach erwarten, daß schon mit Rücksicht auf die allgemeine politische Lage an den Grundlagen der bisherigen Schulpolitik weniger gerüttelt werden wird, als es vielleicht den persönlichen Neigungen des Unterrichtsministers entspricht.“

— Die nationalliberale Fraction hat sich constituirt und in ihren Vorstand gewählt die Abgeordneten von Bennigsen, Miquel, Delius, Rickert, von Benda, Schütt und Dr. Techow; als Schriftführer fungiren die Abgeordneten von Eynern und Hansen. — Die Commission, welche die Wahl der Fachcommissionen vorzubereiten hat, besteht aus den Abgeordneten Fubel, Kieschke, Knebel, Lauenstein, Ottens, Sachse, Graf Schack, Seyffardt (Krefeld) und Dr. Wachler.

— Vielfach ist die Angabe verbreitet, die Regierurung gehe damit um, dem Abgeordnetenhause eine Vermehrung der Loose der preußischen Klassenlotterie vorzuschlagen und es sei diese Angelegenheit Gegenstand der Erwägung im Finanzministerium. In diesem Umfang entspricht, wie der „Trib“ mitgetheilt wird, die Angabe den Thatsachen nicht, dagegen ist es richtig, daß man, durch den Hinzutritt der neuen Provinzen wiederholt auf eine Vermehrung der Loose hingewiesen, diese Frage in Erwägung gezogen hat. Es heißt, daß die Sache aus der Mitte des Abgeordnetenhauses angeregt werden soll, und in diesem Fall die Regierung geneigt sein dürfte, darauf einzugehen.

— Die Reihe der Petitionen wegen Aufhebung der Simultan- und Wiedereinführung der Confessionsschule hat der Kreis Wreschen eröffnet, indem er auf Anregung einer in Miloslaw abgehaltenen Volksversammlung ein Bittgesuch an den Cultusminister v. Puttkamer unter den polnischen Kreisinsassen znr Unterzeichnung in Umlauf gesetzt hat, in welchem die Bitte um Wiedereinführung der Confessionsschule durch den Hinweis darauf motivirt wird, daß die katholischen Schulen des Kreises von 5170 katholischen Kindern besucht werden und dessen ungeachtet der Aufsicht eines protestantischen Kreisschulinspectors und protestantischer Localschulinspectoren untergeben sind.

— Die Generalsynode nahm in zweiter Berathung die Trauordnung nebst Trauformular gegen die Stimmen der Linken meist nach den Beschlüssen der ersten Lesung an, ebenso en bloc das Kirchengesetz betreffend die Verletzung kirchlicher Plichten. Die beschlossene Trauordnung geht über das Civilstandsgesetz einfach zur Tagesordnung über. Herr von Kleist-Retzow sagt, es sei Plicht der zeitigen „starken“ Vertretung der Landeskirche, die Fesseln, die ihr das Civilstandesgesetz auferlegt wieder abzuschütteln. Das angenommene Trauformular geht über die Regierungsvorlage weit hinaus. Diese gestattete eine Tranformel, welches die Ehe einsegnete und die Eheleute zusammensprach. Das war noch nicht genug. Das „Einsegnen“ nimmt wenigstens stillschweigend Bezug auf den vorangegangenen Akt der bürgerlichen Eheschließung. Nach dem heutigen Beschlusse bleibt lediglich die Zusammensprechung „in den heiligen christlichen Ehestand“ bestehen.

Oesterreich-Ungarn.

— Das österreichische Abgeordnetenhaus setzte am Donnerstag die Adreßdebatte fort. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Minister-Präsident Graf Taaffe, das Ministerium habe sich die schwierige Aufgabe gestellt, eine Verständigung und Versöhnung zwischen den Parteien herbeizuführen. Eine Vermittlerrolle sei eine undankbare, aber in diesem Falle eine patriotische. Das Ministerium sei kein Parteiministerium. Wäre es ein solches, dann könnte es nicht geeignet sein, über den Parteien zu stehen. Solle eine Versöhnung zu Stande kommen, so müsse ein theoretischer Kampf vermieden werden, denn der Bestand der Verfassung und die Rechtswirksamkeit derselben könne und dürfe nicht mehr in Frage kommen. Da aber der Adreßentwurf der Majorität, abgesehen von einzelnen herben Worten, welche im Laufe der Debatte gefallen seien, gerade in jener politischen Richtung, auf welche die Action der Regierung abziele und welche eine Verständigung der entgegengesetzten politischen Parteianschauungen auf dem Gebiete practischer Fragen und die Vermeidung jeden Haders auf staatsrechtlichem Gebiete bezwecke, sich dem Geiste und dem Wortlaute der Thronrede anschließe, so könne die Regierung nur empfehlen, den Adreßentwurf der Majorität als Grundlage für die Specialdebatte anzunehmen. (Lebhafter Beifall rechts.) Hiernach wurde der Antrag auf Schluß der Debatte bei namentlicher Abstimmung mit 168 gegen 130 Stimmen angenommen und die Sitzung geschlossen.

Türkei.

— Wie verlautet, hat die Pforte ihre Vertreter bei den Großmächten beauftragt, in vertraulicher Weise und unter Darlegung der Beschwerden gegen den Fürsten Alexander Bogorides auf die dringende Nothwendigkeit hinzuweisen, den Generalgouverneurposten von Ost-Rumelien mit einer andern Persönlichkeit zu besetzen. Die Vertreter der Pforte wurden, der Wiener „D. Ztg.“ zufolge, in die Lage gesetzt, ihre diesbezüglichen Bemühungen durch Dokumente zu unterstützen, aus welchen hervorgehen soll, daß die Belassung des Fürsten Vogorides anf seinem Posten gefahrvolle politische Verwickelungen herbeizuführen geeignet sei. In Pfortenkreisen wird behauptet, daß in Wien, Berlin und London den Wünschen der Pforte keine Hindernisse bereitet werden dürften, und diese

---

Sonntags-Plaudereien.

Der Kultusminister ist geblieben, der Justiz-Minister gefallen und das Abgeordneten-Haus hat seinen Köller; vor diesen drei schweren Ereignissen tritt alles Andere in den Hintergrund, selbst die Koulissenschieberei, welche man mit dem vielumworbenen Bennigsen in petto hatte. Gar spaßhaft ist es, jetzt die nationalen Blätter zu studiren, welchen resignirten Ton dieselben anschlagen und wie sie sich noch immer so geberden, als ob sie nicht mehr mitspielen wollten, obgleich es so ziemlich feststeht, daß das Fangspiel jetzt rechts um die Ecke betrieben werden soll. Bei großen Männern, welche gewöhnt sind, stets ihren Willen durchzusetzen, heißt es „Biegen oder Brechen“; ein Mittelding giebt es nicht und diejenige Partei, welche zu pactiren glaubte, wandert schließlich in die politische Rumpelkammer, wo sie so lange weilt, bis wieder ein liberaler Hauch den reactionären Staub wegweht. Zudem rechnet die Weltgeschichte nicht nach Monaten, sondern nach Jahren. Ist schon im gewöhnlichen Leben die Devise „Abwarten und Thee trinken“ die angebrachteste, so ist sie es um so mehr im politischen Leben. Liberalismus und Reaction sind eben Modesache, das Volk, theils freiwillig, theils ein wenig sanft geschoben, versucht es mit Beiden, und wo es die meisten Vortheile sieht, dahin neigt sich die Waage der öffentlichen Meinung. Glücklich ist der Staatsbürger, welcher ruhig seine Steuern zahlt und gar keine Meinung hat; wie ein ruhiger ungetrübter Bach, in dem sich jede Regung seiner harmlosen Seele wiederspiegelt, fließt sein Leben dahin und das höchste Alter ist ihm beschieden. Welchen Zweck hätte auch das Raisonniren am Biertisch, wenn man am Tage der Wahl ruhig zu Hause bleibt und aus purer Nächstenliebe Alles seinen lieben Mitmenschen überläßt. Woran wir heute kranken, das ist der große Indifferentismus, der sich der großen Masse bemächtigt hat. Die politische Reife eines Volkes wird nur durch anhaltende Beschäftigung mit allen öffentlichen Angelegenheiten bedingt; Denken, ruhiges und sachliches Denken, das ist die erste Grundbedingung für jeden Bürger, welcher es mit seinen staatlichen Verpflichtungen ernst meint. Giebt es doch heutzutage so Vieles zu denken, wenn man nur ein wenig den Gehirnkasten, ohne grade trepanirt zu werden, aufmacht. Wieviel giebt schon ein bloßer Spaziergang auf dem Jahrmarkte zu denken. Beim ersten Hinsehen macht man die Entdeckung, daß die Dummen nicht alle werden, ja, daß es heute mit zur Lebensaufgabe, gehört, auf die Dummheit der Menschen zu spekuliren. Glückskinder mit bestechendem Firlefanz locken dem Publikum ein Nickelstück nach dem andern aus der Tasche, so lange, bis man sich durch das Mikroskop von der wirklichen Leere des Geldbeutels überzeugt hat. Fängt das Pubikum an, schwach zu werden, so ist gleich die Kraftprobe bei der Hand, um die Leute zu ermuntern. Es wäre höchste Zeit, daß diesem Jahrmarktswesen ein gründliches Ende bereitet werde. So weit sind wir Gott sei Dank schon in Thorn vorgeschritten, daß hier auch ohne den Jahrmarkt ein Jeder sein Geld los werden kann, und es dazu nicht fremder Aushülfe bedarf, es sei denn, daß ein Phänomen, wie Signor Carlo, seine Leinwand aufspannt. Mit seinem Wunderpinsel strich er wie ein fliegender Holländer auf der Leinwand dahin; hier ein Klex, dort einige abgerissene Linien, da einige Schattirungen und in ganz kurzer Zeit entrollte sich vor dem Auge des Publikums ein Zauberbild, das stets seinen glücklichen Gewinner vermißte. Dabei verstand es Signor Carlo, so vorzügliche Kreidezeichnungen zu liefern, daß einige lose Vögel es unendlich bedauerten, ihn nicht zu ihren Bierwirthen zählen zu können. Es ist in der That sehr zu bedauern, daß uns Signor Carlo so schnell verließ, denn die Erlernung der Schnellmalerei hätte nirgends bessere Früchte getragen, als hier. Man sehe sich nur unsere Hausnummern und unsere Straßenschilder an, und wer nicht grade farbenblind ist, der wird zugeben, daß hierin noch Manches gut zu machen ist. Vor Allem wäre eine gründliche Reducirung der Straßenschilder geboten, schon im Interesse des Adreßkalenders, welcher sich in dem jetzigen Labyrinthe von Straßen gar nicht zurecht findet. Jede Straße hat zwei bis drei Bezeichnungen so hochpoetischen Klanges, daß man unsere Vorfahren noch jetzt um ihre rege Phantasie beneiden könnte. Es würde sich da empfehlen, einfach einen graden Strich durch jede Straße bis zum Thore zu ziehen, alle andern Schilder zu kassiren und ein einziges deutliches Straßenschild anzufertigen. Auf diese Weise würde eine einheitliche Bezeichnung in unser Straßensystem kommen und man brauchte nicht als Fremder von Pontius zu Pilatus zu laufen, um endlich einen guten Freund ausfindig zu machen. Der Zufall könnte einem bei derartigen lokalen Nachfragen einmal einen argen Streich spielen und wahrscheinlich wäre die Exmission. Zufall oder Wahrscheinlichkeit, diese beiden Streitfragen des Jahrhunderts wurden letzthin im Handwerker-Verein, leider zu kurze, erörtert. Ein Zufall wäre es gewiß, wenn einmal das große Loos nach Thorn käme, aber höchst wahrscheinlich werden wir uns mit Nieten begnügen. Zufall konnte man es auch nennen, daß der eine Dampfer neulich des Nachts heimlich das Weite suchte, aber höchst wahrscheinlich ist es, daß ihn die Sehnsucht nach Danzig abwärts zog. Kein Zufall ist jedenfalls die projektirte Spazierfahrt der Junggesellen am Sonntage, es liegt vielmehr die Wahrscheinlichkeit nahe, daß man es dabei mit einem wohlüberlegten Plane zu thun hat. Haben die Junggesellen erst einmal beschlossen, sich öffentlich sehen zu lassen, dann ist es auch mit ihrer Festigkeit vorbei und das Sturmlaufen gegen die bisher unverwundbaren Herzen dürfte zum Ziele führen. Schon vielfach hat man sich hier in Familienkreisen darüber den Kopf zerbrochen, daß grade Thorn ein so großes Contingent von Junggesellen vom zartesten bis zum schwersten Kaliber stellt. Es muß dies um so mehr Wunder nehmen, als es ja allgemein bekannt und auch von Fremden anerkannt wird, daß Thorn fast ausschließlich hübsche, junge Damen aufzuweisen hat, welche wohl im Stande sind, nicht allein so manchen Strumpf, sondern auch so manches Herz zu bestricken. Höchst wahrscheinlich ist es daher, daß in der hiesigen Atmosphäre sich krankhafte Miasmen befinden müssen, welche unter der Männerwelt Hypochondrie und eine damit bedingte Abneigung gegen das Heirathen erzeugen, so daß unsere größten Schönheiten fremden Städten zur Zierde dienen müssen. Bei allen derartigen Betrachtungen frägt man sich unwillkürlich, wo fängt der Zufall an, und wo hört die Wahrscheinlichkeit auf. Gedanken sind steuerfrei, so lange sie nicht auf dem Papiere stehen, sagte jüngst ein Vater von sieben Töchtern, doch man hüte sich vor Heirathsgedanken, denn die kosten Aussteuer. Um die Steuer dreht sich heutzutage Alles; ob Aussteuer oder Nachsteuer, gesteuert muß werden. Von fachmännischer Seite wurde bereits ausgerechnet, daß die Erhöhung der Schanksteuer dem Staate drei Millionen Mark einbringen würde. Man sieht heraus, welche Unsummen durch die Kehle fließen, und jener Thorner Chronist hatte gewiß Recht, wenn er von einem argen Schlemmer in alter Zeit sagt: Durch dessen Löchelchen (alias Kehle) ging ein Haus mit einem Dächelchen. Nur so ist es zu erklären, daß in alten Zeiten die Häuser, trotzdem keine Gebäudesteuer drückend darauf lastete, so schnell vom Erdboden verschwanden. Selbst die Sündfluth verliert ihren grausigen Charakter, wenn man sie mit den Augen des Chronisten oder mit chronischen Augen betrachtet. Besonders in Thorn soll in früheren Zeiten viel gesündigt worden sein, so daß man sich veranlaßt sah, eine Mauer um die Stadt zu ziehen, um den Frevel einzugränzen. Daher wird es auch jetzt noch als ein frevelhaftes Beginnen angesehen, gegen die innern Befestigungen der Stadt Sturm zu laufen. Man wird wohl noch Jahre lang, ohne sich zu verzählen, die Personen und Fuhrwerke zählen müssen, bevor der Freiheit eine Gasse gebahnt wird, so breit daß man seinen corpus delicti ohne jede Gefahr spazieren führen kann. Vielleicht kommt uns bei Gelegenheit der kleine Frankl, dieses neueste Rechengenie, zu Hülfe und zwar mit Erfolg, denn was kein Verstand der Verständigen sieht, das übt oft in Einfalt ein rechnend Gemüth.

—n.



Unter den Pinien.

Erzählung

von

C. R. Strnwy.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Sängerin fuhr mit dem Taschentuche über die weiße Stirn, als wolle sie die trüben Gedanken verscheuchen, vielleicht auch, um eine verstohlene Thräne abzuwischen. Sodann, zu der ruhigeren Gesprächsweise zurückkehrend, in welcher die Unterhaltung begonnen hatte, fragte sie den Baron:

„Langweilt es Sie, wenn ich Ihnen eine Episode aus meinem Jugendleben erzähle?“

Die Lauscherin, welche gespannt der Unterredung gefolgt war, athmete leichter auf, denn so viel war ihr klar geworden: es bestand zwischen ihrem Gatten und der Selvani noch kein näheres Verhältniß. Aber was beabsichtigte denn Carlotta mit diesen Jugenderinnerungen? War sie wirklich eine einsame, unbefriedigte Frau, die einem ihr nicht einmal besonders nahe Stehenden ihr Vertrauen schenkte, nur um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen, oder spielte sie mit Karl Komödie?

Nachdem der Baron versichert hatte, die Erzählung werde ihn höchlich interessiren, begann die Sängerin:

„Es war in Como, dort pflegte der Maëstro, welcher mir Musikunterricht gab, während des Sommers ein paar Monate sich aufzuhalten, um Seebäder zu nehmen. Er hatte mich zu sich genommen, weil er meine musikalischen Anlagen zu verwerthen hoffte, nachdem mein Vater, welcher zuerst in Deutschland, dann in Italien auf kleineren Bühnen Tenorparthien gesungen hatte, im Mailänder Spital gestorben war. Meine Mutter habe ich nicht gekannt, sie soll eine Italienerin gewesen sein, meinen Vater, wie ich aus dessen gelegentlichen Aeußerungen entnahm, heimlich verlassen haben und nach Amerika gegangen sein. Dort ist sie verschollen. Mein Maëstro wohnte in einer bescheidenen Pension am Ende des borgo vico, dem Stadtviertel, das sich längs des westlichen Seeufers hinzieht; mich hatte er im Innern der Stadt bei einer Bürgerfamilie, die sich zufällig im Besitz eines Pianos befand, in Kost gegeben und ich mußte jeden Morgen zu ihm herauskommen, um meine Unterrichtsstunden zu nehmen. Nachmittags ging ich dann wieder in die Stadt zurück. Diesen Rückweg nun trat ich täglich mit der entsetzlichsten Angst an, weil eine Schaar boshafter Buben des borgo ihre Freude daran fand, mich zu necken und auf jede Weise zu verhöhnen. Die Lombardei war damals erst seit kurzer Zeit dem Könige Vittorio Emanuele zugefallen und der lang aufgesammelte Haß gegen alle Deutschen machte sich noch in jeder Weise Luft. Darum warfen die Buben auch mich mit Steinen und riefen mir alle möglichen Schimpfnamen nach, von denen: Ecco l'Austriaca maledetta! noch nicht der schlimmste war. Einmal trieben sie es gar zu toll. Sie sperrten mir die Straße und verlangten, ich solle ihnen etwas vorsingen, einer von ihnen, ein Rothkopf, umfaßte mich, um mich zu küssen und gab mir, als ich mich wehrte, einen Faustschlag in's Gesicht. Da stoben sie plötzlich aus einander. Ein junger Mensch — er mochte wohl sechzehn bis siebenzehn Jahre alt sein — war mit dem Stocke zwischen sie gefahren. Ich saß weinend auf einem Stein am Wege und wischte mir das Blut von der Stirne. Der junge Mensch, seinem Aussehen nach ein Deutscher — aber ich langweile Sie doch nicht mit meiner Geschichte, Herr Baron?“

„Gewiß nicht. Im Gegentheil! Ich bitte Sie fortzufahren,“ bat Karl, seltsam bewegt.

„Also, der junge Fremde netzte sein Taschentuch im See, um mir das Blut von der Stirne zu wischen, reichte mir den Arm — lächeln Sie nicht, daß ich das Alles so genau behalten habe, es war wirklich das erste Mal in meinem Leben, daß mir Jemand den Arm reichte, und führte mich zur Stadt. Dort wollte er sich verabschieden — es war gerade an der Trattoria Frasconi am Ende der vom Hafen zum Dom führenden Straße — aber als er die sehnsüchtigen Blicke bemerkte, welche ich auf die hinter dem Schaufenster aufgestellten Leckerbissen warf — ach, mehr als einmal schon hatte ich von ihnen geträumt — lud er mich ein, sein Diner mit ihm zu theilen. Es war nur eine bescheidene Trattoria,



Der Aetna. (S. 355.)

aber ich kann mich nicht erinnern, jemals mit so gutem Appetit gespeist zu haben. Während des Essens plauderten wir mit einander. Ich erzählte ihm von meinen musikalischen Studien und daß ich für die Bühne bestimmt sei, er mir, daß er am Morgen das Dampfschiff verschlafen habe, mit dem sein Oheim nach Bellaggio gefahren sei, und daß er nun bis zum Abend allein in Como bleiben müsse. Hernach geleitete er mich in meine Wohnung. Wir machten Musik, sangen sogar ein Duett und ich feierte als Künstlerin den ersten Triumph meines Lebens, denn bis dahin war ich nur gescholten und mir war niemals applaudirt worden. Das ist die kleine Episode, welche ich Ihnen erzählen wollte. Ich wußte nicht einmal den Namen des jungen Menschen — wir hatten so viel Wichtigeres zu plaudern, daß wir nach solchen Nebendingen nicht fragten — aber ich habe lange Jahre hindurch in einem Winkel meines Herzens einen Altar erbaut, auf welchem der blonde deutsche Knabe als Heiliger thronte. Ich gab ihm einen Namen nach meiner eigenen Erfindung. Arturo nannte ich ihn, nach dem primo tenore in Bellini's „Puritanern" und weil der Name mir so ausländisch klang. Oft genug klopfte mir später das Herz, wenn ich auf der Straße eine Gestalt herankommen sah, die eine Aehnlichkeit mit dem jungen Deutschen hatte, und in meinem Mailänder Dachstübchen ging ich oft genug hungrig und todmüde, aber nicht oft ohne ein: felicissima notte, Arturo, zu Bette."

Der Baron hatte sich über Carlotta's Hand gebeugt, die er an seine Lippen drückte.

„Sie beschämen mich, Signora, verzeihen Sie mir meine Blindheit," sagte er mit bebender Stimme.

„Verzeihen? Was denn?" antwortete die Sängerin, ihm ihre Hand langsam entziehend, indem wieder ein Strahl aus ihren Augen zu ihm hinüber flammte. „Ist es denn ein Wunder, daß Sie in Carlotta Selvani den flachshaarigen, hageren Backfisch nicht erkannt haben? Ich habe mich seitdem ein wenig verändert. Man sagt mir das zum mindesten."

„Hören Sie jetzt auch mich, Carlotta," rief der Baron. „Seit ich Sie hier wiedergesehen habe, zieht eine geheimnißvolle Sympathie mich zu Ihnen hin. Ich meinte, es sei nur die vollendete Meisterin, die Muse des Gesanges, die ich verehren müsse — Sie kennen ja meine Passion für die Musik. Doch bisweilen war es mir, als ob ich in diese Augen schon einmal geschaut, diese wunderbare Stimme schon einmal gehört habe. Jetzt weiß ich, daß dann eine Erinnerung in mir mächtig geworden ist."

„Eine Erinnerung an den häßlichen Backfisch von Como?" entgegnete Carlotta spöttisch. „Das sind Thorheiten, Baron Carlo. Verehren Sie in mir die Muse des Gesanges, aber vergessen Sie nicht, daß Sie verheirathet sind und daß Ihre Frau Sie liebt."

„Ich fühle Muth in mir, alle Fesseln zu zerreißen, alle, alle!" rief Karl voll Feuer. „Ich bin entschlossen, die Bühne zu betreten, und Sie werden es mir nicht versagen, meine ersten schüchternen Schritte zu leiten und mich zu lehren, wie ich Ihnen ebenbürtig werden kann. Ich werde Ihnen nach Mailand folgen."

„Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich mich heute überzeugt habe: Ihr Talent berechtigt Sie, an jeder italienischen Bühne ersten Ranges eine bevorzugte Stellung einzunehmen. Aber Sie kennen die Misère des Theaterlebens nicht. Und dann: hier in Italien freilich erscheint ein Sänger den Ersten ebenbürtig, aber in Ihrer nordischen Heimath ist die Kunst nur ein geduldeter Gast. Baron Zaschwitz müßte ein paar Stufen auf der socialen Leiter hinabsteigen, wenn er ein ausübender Künstler würde. Sie könnten Ihre Stimme verlieren. Was dann? Sie sind reich, aber der Makel, ein Komödiant gewesen zu sein, würde immer an Ihnen hängen bleiben."

„Sie bemühen sich vergebens, Ihre Kunst zu schmähen. Ich will Sänger werden, denn — ich muß in Ihrer Nähe weilen. Ich kenne kein anderes Glück. Seit ich Sie wiedergesehen, ist mein Wollen, mein Wünschen wie umgewandelt."

„Sie schwärmen heute," fiel ihm Carlotta in die Rede, „morgen werden Sie, ernüchtert, anders sprechen. Lassen Sie mich ganz aufrichtig sein, Carlo. Ja, ich habe eine Sehnsucht nach Liebe, ich möchte auch einmal genießen, was die Dichter als das Höchste im Menschenleben preisen. Aber ich fürchte, mein Herz ist verhärtet worden durch meine traurige Jugend und dann im Kampfe mit dem Egoismus der Menschen, denen ich Gleiches mit Gleichem vergolten habe. Geld verdienen, mich auf der Höhe meines Ruhmes zu erhalten, mit erlaubten, aber auch mit Mitteln, die Sie nicht billigen würden, den Versuchungen Trotz zu bieten, die einer Künstlerin, welche die Welt schön nennt, nahe zu treten pflegen, das sind bisher die Aufgaben meines Lebens gewesen. Auf der Bühne vermag ich zu lieben und zu hassen, zu segnen und zu verfluchen, in der Wirklichkeit scheinen meine Empfindungen wie Blumen, die unbegossen bleiben, vertrocknet zu sein. Als ich Sie hier wiedersah, schlugen meine Pulse wohl ein wenig höher, aber es war mir nur, als ob ein alter Freund nach langer Abwesenheit wiederkehre. Vielleicht würde das anders werden, wenn wir länger beisammen blieben, vielleicht! Ich gestehe es offen, Sie sind der einzige Mensch, zu dem eine Sympathie mich hinzieht. Sie sind liebenswürdig, Sie schwärmen für meine Kunst und an Sie knüpft mich eine Erinnerung, die ich lange Jahre wie einen Kultus gepflegt habe."

„Sie erfüllen mich mit unaussprechlichem Entzücken," rief Karl triumphirend, „es ist zwar nur ein Brosamen, den Sie dem Hungernden hinwerfen, aber Sie haben doch nicht das vernichtende: Hoffnungslos! ausgesprochen. Ich werde Ihnen nach Mailand folgen und ich ahne, Sie werden es lernen, mich zu lieben."

„Nein, Carlo," sagte die Signora, „Sie dürfen mir nicht folgen. Ich habe nicht den Muth, Sie in ein abenteuerndes Leben hineinzulocken, und ich bin nicht schlecht genug, Ihrer Frau das Herz zu brechen. Jedoch," schloß sie, sich erhebend, „ich meine, unsere Unterredung hat schon allzu lange gedauert. Die Gesellschaft wird uns vermissen und Glossen über unsere lange Promenade machen. Kommen Sie."

Der Baron gab der Sängerin seinen Arm und sie verschwanden, die Stufen hinaufsteigend, welche zu den belebteren Gängen des Gartens führten.

Amelie war einen Augenblick gewillt gewesen, den Beiden in den Weg zu treten. Aber wie wollte sie ihr plötzliches Erscheinen rechtfertigen? Sollte sie gestehen, daß sie gelauscht habe? Das war unmöglich. Und was sollte sie sonst sagen? Sie hätte kaum vermocht zu reden. Was sie soeben gehört, hatte sie überwältigt. Das stand ja schlimmer, als sie geahnt und gefürchtet hatte. Daß die Sängerin mit Karl nur Komödie gespielt habe, daß sie ebenso sehr wünsche, ihn in ihre Nähe zu ziehen, wie er sich in diesen neuen Banden glücklich fühlte, war der jungen Frau nicht zweifelhaft. Sie dachte mit Schaudern: Und was soll aus mir werden, wenn Karl die Bühne betritt? Was sollte sie thun? Endlich dachte sie, die Nacht würde ihr besseren Rath bringen. Heute durfte sie keine weiteren Schritte thun als nach Hause gehen.

Sie machte sich auf, den Capitano zu suchen, als zwei Arme sie umfaßten und eine Stimme neben ihr tönte:

„Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen, Arm und Geleit Ihnen anzutragen?"

„So singt Fausto in der Oper," sagte ein Zweiter, sich Amelie in den Weg stellend, mit heiserer Stimme und sichtbarer Mühe, seinen Körper im Gleichgewicht zu balanciren.

„Erlauben Sie, bella Margherita, daß wir Beide den Fausto bei Ihnen spielen."

„Lassen Sie mich, meine Herren, ich beschwöre Sie, ich bin eine Fremde und habe meinen Begleiter verloren," bat Amelie.

„Dafür haben Sie zwei gefunden, bella Margherita. Ich hoffe, Sie werden mit dem Tausche zufrieden sein," lachte der Erste.

„Lassen Sie mich, oder ich rufe um Hilfe."

„Es ist eine Französin," lallte der Zweite.

„Sei nicht spröde, Kleine," flüsterte der Erste.

Amelie, in Todesangst, wendete alle ihre Kräfte auf, sich von dem, der sie umfaßt hielt, loszureißen, sie stieß den Betrunkenen auf die Seite und flog die Windungen des Kiesweges hinauf, dem Kaffeehause zu. Dort sank sie athemlos und halb ohnmächtig auf einen Sessel nieder; auf dem Sessel daneben, die Füße auf einen zweiten gelegt, ruhte, seine Cigarette dampfend, ein langer blonder Herr — Graf Richard von Zaschwitz, der, sein Phlegma vergessend, aufsprang und ausrief:

„Was thun Sie hier, Cousine?"

Amelie beichtete, aber nicht die ganze Wahrheit; sie verschwieg ihre Lauscherrolle und erzählte nur, sie habe die Begleitung des Kapitäns angenommen, weil sie neugierig gewesen sei, das Gartenfest zu sehen, und gehofft habe, im Tivoli ihren Gatten zu treffen. Jetzt wünsche sie vor Allem, nach Hause zu kommen.

„Der Kapitän hat sich unsichtbar gemacht, da werden Sie wohl mich zum Begleiter annehmen müssen," sagte der Graf, seiner Cousine den Arm bietend. „Wir sind eigentlich in der nämlichen Lage; auch mich hat die Neugier hieher geführt, aber ich habe mich von der Gesellschaft fern gehalten, damit der Marchese nicht etwa meine, ich erwarte eine nachträgliche Einladung. Haben Sie Karl gesehen?"

„Nein," antwortete Amelie, ihr erröthendes Gesicht zur Seite wendend.

„Sie lügt," dachte der Graf, „sie hat ihn gesehen, sie ist nur deshalb hergekommen."

Und laut fuhr er fort:

„Verzeihen Sie mir, Cousine, wenn ich Ihnen aufrichtig sage, Sie haben eine Unvorsichtigkeit begangen. In ihrer Vaterstadt, wo sie Jedermann bekannt ist, konnte Fräulein Malchen mit einer komischen Person, wie Kapitän Pomponio, wohl solch' eine nächtliche Promenade wagen, für die Baronin Zaschwitz könnte es doch allerhand Unannehmlichkeiten zur Folge haben, wenn Jemand von der Gesellschaft sie gesehen hätte!"

„Sie haben Recht, Vetter," erwiederte Amelie zerknirscht. „Ich will dafür die Buße auf mich nehmen, morgen meinem Manne Alles zu gestehen."

„Ich rathe Ihnen nicht dazu, die Männer müssen nicht Alles wissen, was ihre Frauen thun, besonders nicht solch' eine Kleinigkeit. Daß ich diskret bin, darf ich wohl nicht erst versichern, und daß der Kapitän nicht schwatzt, dafür werde ich sorgen."

Sie waren vor der Villa angelangt.

Richard blieb, als Amelie sich entfernt hatte, an die Mauer der Terrasse gegenüber gelehnt, noch eine Weile stehen, bis der Lichtschimmer in dem Schlafgemach der Cousine verschwand.

„Du bist ein Narr, Richard," murmelte er. „In Deinen alten Tagen stehst Du hier wie der Ritter Toggenburg, und sie schenkt Dir ja auch nichts weiter als höchstens eine kühle Schwesterliebe. Bei Gott, damit sie mein werde, könnte ich das Unmögliche thun, sogar ein tugendhafter Mensch werden. — Unerreichbar! Das dachte ich damals, als ich sie auf der Gallerie belauschte. Heute hat der Zufall die Karten ein wenig günstiger für mich gemischt. Wir haben

jetzt ein Geheimniß mit einander, und sie hat mir die Hand darauf gereicht, daß wir Freunde bleiben sollen. Nun, vorläufig wird mir die Freundschaft genügen und — jedenfalls gibt es eine amüsante Komödie. Es ist ein spanisches Intriguenstück, ein ganzer Knäuel von Liebschaften: Karl liebt die Selvani, der Capitano die Baldern, Thusnelda mich und ich die Cousine. Wahrhaftig, es wäre eine noch nicht oft dagewesene Lösung des Knotens, wenn der Vetter mir die Erbschaft des Onkels abträte und ich zum Dank dafür seine Frau gewänne. Versuchen wir's."

Nach einer halbdurchwachten Nacht erwartete Amelie ihren Gatten, der nicht zu den Frühaufstehern gehörte, unten im Salon am Kaffeetische. Sie war rathlos. Sollte sie mit Karl offen reden, ihm sagen, was sie im Konzert beobachtet, im Tivoli belauscht hatte? Sie konnte sich nicht dazu entschließen, denn sie kannte Karl's Charakter, den ein Widerspruch gerade auf der Bahn forttrieb, von der man ihn zurückhalten wollte. Zudem hätte sie dann ihr gestriges Abenteuer im Tivoli eingestehen müssen, und das wollte sie nicht. Wozu auch? Der Vetter hatte Recht, es war eine Kleinigkeit, aber sie wußte, daß ihr Mann es ihr verdachte, wenn sie einmal vergaß, daß sie jetzt Baronin Zaschwitz sei. Und doch kam das Schweigen ihr dann wieder wie ein Unrecht vor, es wäre das erste Geheimniß ihrer Ehe gewesen — und war es nicht ihre Pflicht, ihren Gatten vor der Sirene, die ihn auf eine gefährliche Bahn verlocken wollte, zu warnen? — Da fiel ihr Auge auf die „Odyssee" neben ihr auf dem Tische. Ihr Vater, der Gymnasialprofessor, hatte in dem Buche eine Art von Orakel gefunden. Wenn ihn irgend ein Zweifel quälte, so pflegte er dasselbe aufzuschlagen, um aus dem ersten Vers, den sein Blick traf, die Weisung zu entnehmen, was er thun oder lassen sollte. Er besaß das Talent, auch aus dem Unpassendsten solch' einen guten Rath herauszuklügeln.

Amelie schlug das väterliche Orakel auf und dasselbe führte ihr den Vers vor die Augen:

Halte nur Alles geheim und überlaß es den Göttern.

Ja, das wollte sie thun. Sie wollte über das Vergangene schweigen, aber die Augen mußte sie offen halten. Wenn es ihr nur gelänge, Karl zu bewegen, so bald als möglich nach Rom zu gehen. Dort könnte er für eine andere Muse des Gesanges schwärmen. Karl war ja leicht erregbar und gab sich neuen Eindrücken mit Enthusiasmus hin. Auf jeden Fall mußte er den thörichten Plan, die Bühne zu betreten, aufgeben, und nach Mailand durfte er auf keinen Fall gehen. Der Vetter sollte ihr beistehen, das zu verhindern. Er hatte ja versprochen, ihr Freund zu sein, und war gewiß nicht so herzlos, wie sie ihn am Anfang ihrer Bekanntschaft gehalten hatte. Die junge Frau trat vor den Spiegel, um zu sehen, ob ihr das gewöhnliche freundliche, unbefangene Lächeln gelinge, da sie Karl's Stimme draußen auf der Terrasse hörte. Sie setzte sich wieder an den Kaffeetisch und nahm die italienische Grammatik in die Hand. Sie bereitete sich auf die Unterrichtsstunden, welche Frau Tretta ihr gab, gewissenhafter vor als mancher Gymnasiast ihres Vaters.

„Willkommen, Langschläfer!" rief sie Karl entgegen, als dieser in den Salon trat. „Ich meine, es dämmerte schon, als Du heute früh nach Hause kamst. Ein anderes Mal werde ich es machen, wie daheim meine Base, die ihrem Manne niemals einen Hausschlüssel mitgab."

„Wer ist Deine Base?" fragte Karl zerstreut, während er sich den Kaffee einschenkte.

„Nun, die Frau meines Vetters."

„Des Schneidermeisters? Ich bitte, verschone mich mit Deinen plebejischen Verwandten."

Amelie ahnte längst, daß Karl sich ihrer Verwandten schäme, aber so unzart hatte er von diesen noch niemals gesprochen. Indeß sie bezwang sich und fuhr, die eingetretene Stille unterbrechend, fort:

„Sei doch so gut und überhöre mir meine Vokabeln."

„Amelie, Du quälst mich!"

„Bitte, thue mir doch den Gefallen. Du überhörst sie mir ja jeden Morgen."

Der Baron fügte sich seufzend.

„Das ist ja die falsche Seite. Hier oben mußt Du anfangen bei gallina, die Henne, und bitte, halte das Buch nicht so schief, sonst lese ich ab."

Karl's Geduld ging auf die Neige. Seiner Frau die Grammatik zurückgebend, sagte er:

„Mein Ohr verträgt es nicht, daß Du das Italienische so abscheulich aussprichst!"

„Aber Karlchen!"

Das unglückselige Diminutiv!

Der Baron sprang auf.

„Ich habe Dir schon mehr als hundertmal gesagt, daß ich Karl heiße," fuhr er auf, „aber es scheint, meine Wünsche sind Dir ganz gleichgiltig."

Amelie war gekränkt.

„Vielleicht klingt es Dir noch besser, wenn ich Dich Carlo nenne, wie die Selvani," sagte sie ein wenig spitzig.

Das Gespräch stockte. Der Bediente brachte die Kassette mit den Papieren des Oheims, deren Inhalt der Baron schon oben in seinem Schlafzimmer angeschaut. Dabei hatte er auch das Schreiben des Verstorbenen gefunden, das die Baldern zwischen die Blätter des zu oberst liegenden Convoluts geschoben. Der Brief kam ihm ebenso unerwartet als unangenehm. Es galt jetzt, einen Entschluß zu fassen, und das war ihm immer unbequem, sehr gern überließ er sich den immer praktischen Rathschlägen seiner Frau. War es mit seiner Ehre verträglich, jetzt noch die Güter zu behalten, nachdem aus dem letzten Schreiben des Oheims, dem zwar die Unterschrift fehlte, in dessen Echtheit er aber bei der wunderlichen, höchst veränderlichen Gesinnung des Erblassers keinen Zweifel setzte, die Absicht hervorging, seinen Neffen Karl zu enterben? Er wollte Ameliens Rath einholen, und zu ihr aufblickend, sah er ihr an, wie sehr er sie gekränkt hatte. Seine Gutmüthigkeit regte sich, er zog ihre Hand an seine Lippen und sagte, ihr das Convolut mit dem Schreiben des Oheims hinreichend: „Verzeih' mir, Kind, ich bin sehr schlechter Laune. Mir ist etwas Unangenehmes begegnet. Lies."

Amelie löste das Band, welches die Blätter zusammenhielt, es fuhr ihr wie ein Stich durch das Herz und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Es war ein vergilbtes Papier, auf das ihre Blicke zuerst fielen, der Familienbeschluß der Zaschwitz, daß Jeder der Familie, der eine Bürgerliche heirathe, verflucht sein solle.

Was hatte sie Karl gethan, daß er ihr das heute vorhielt? „Kann ich dafür," fragte sie bitter, „daß ich bürgerlich geboren bin? Du hast das ja gewußt, als Du mich geheirathet hast."

„Mein Gott, darum handelt es sich ja gar nicht," entgegnete der Gemahl, sie begütigend, „das alte Dokument, das zu den Urkunden für das große Werk des Onkels gehört, meine ich ja gar nicht. Zwischen die Urkunden hat der Alte, Gott weiß aus welchem Grunde, diesen Brief an seinen Anwalt gesteckt, den er an seinem Todestage geschrieben. Den bitte ich Dich zu lesen."

Amelie las und fand sogleich das Richtige. Sie rieth, das Schreiben zuerst ihrem Anwalt zu übersenden, damit er dessen Echtheit prüfe. Es schien ihr Manches darin radirt zu sein. Habe der Anwalt sich davon überzeugt, daß dasselbe wirklich den letzten Willen des Verstorbenen enthalte, so solle er seine Vorschläge machen, in welcher Weise Karl sich am angemessensten mit der gräflichen Linie aus einander setzen könne.

Ameliens Groll war verflogen. War sie doch die Ursache, daß der Oheim sein Testament hatte umstoßen wollen.

„Verzeih' mir," schloß sie, „daß ich Dich um Dein Erbe bringe."

Dem Baron war eine Idee gekommen.

„Wenn ich die Erbschaft verliere," sagte er, „so werde ich daran denken müssen, etwas anzufangen, was mir die verlorene Einnahme ersetzt."

„Wir wollen uns einschränken, liebster Karl."

„Ich verstehe nicht zu sparen. Möchtest Du nicht die Frau eines berühmten Tenoristen sein?"

„Um Gottes willen! nur das nicht! Ein Sänger gehört nur zur einen Hälfte seiner Frau, zur anderen dem Publikum."

„Das Nämliche ist bei jedem Künstler, bei jedem Politiker der Fall."

„Und Deine Familie?"

„Was kümmern mich deren veraltete Vorurtheile. Zudem bleiben wir hier in Italien."

„Du willst nach Mailand gehen?"

„Wer hat Dir das gesagt?"

„Gestern nach dem Konzert hörte ich im Foyer davon reden, daß der Impresario der Scala Dir einen Engagementsantrag gemacht habe."

„Und wenn dem so wäre? Thue ich nicht Recht, wenn ich mich einem Beruf widme, zu dem die Neigung mich hinzieht und für den ich geboren zu sein glaube?"

„Und was wird aus mir? Karl, ich beschwöre Dich, gehe nicht nach Mailand, nicht mit der Selvani!"

Der Baron schaute verlegen zu Boden.

„Und warum nicht mit Carlotta?" fragte er. „Wenn ich die Bühne betrete, geschieht es am besten unter ihrer Leitung."

„Weil die Selvani eine Gefahr für Dich ist; weil Du sie lieben wirst, wenn Du in ihrem Zauberkreise weilst, weil Du sie vielleicht jetzt schon liebst," war Amelie im Begriff zu antworten, da trat Graf Richard in den Salon, ein wunderschönes Bouquet gelber Rosen in der Hand, das er seiner Cousine überreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aetna.

(Mit Bild auf S. 353.)

Der Berg **Aetna** auf der Insel Sicilien, dessen Ansicht unser Bild auf S. 353 den Lesern vorführt, ist mit 3317 Metern der höchste unter den thätigen Vulkanen Europa's. Er bildet einen meist sanft aufsteigenden Kegel, auf dessen Abhängen zahlreiche größere und kleinere Eruptionskrater sich vorfinden, von denen aber für gewöhnlich nur der Hauptkrater auf dem Gipfel eine Rauchentwickelung gewahren läßt, wie auch unser Holzschnitt zeigt. Trotz der häufigen Ausbrüche des Berges (es sind deren im Ganzen mit dem jüngst stattgehabten 78 bekannt) haben sich zahlreiche Ortschaften am Fuße des Berges und auf seinen unteren Abhängen angesiedelt, von denen die auf der Süd- und Ostseite sogar als die wohlhabendsten der ganzen Insel gelten. Bis zu einer Höhe von 1000 Metern umgibt nämlich eine überaus üppige, mit zahlreichen Arten von Fruchtbäumen und Sträuchern bestandene und sorgsam angebaute Region die Hänge des Aetna, dann folgt die Waldregion, welche bis etwa 2000 Meter reicht, während die höchste Region fast ohne allen Pflanzenwuchs ist. — Der letzte Ausbruch des Aetna begann bekanntlich am 26. Mai d. J. und dauerte 12 Tage an, während welcher Zeit mehrere Lavaströme hervorbrachen, von denen der auf dem Nordwestabhange aber allein bis zu einer nennenswerthen und für einige Ortschaften gefahrdrohenden Tiefe (16—18 Kilometer weit) abwärts floß und vielfache Zerstörungen anrichtete. Am 7. Juni konnte die Eruption als beendet angesehen werden, doch muß als Nachwirkung derselben unzweifelhaft auch ein heftiges Erdbeben betrachtet werden, welches am 17. Juni mehrere Ortschaften in der Umgegend des Berges zum Theil zerstörte.

Der Vielfuß und die Krabbe.

(Mit Abbildung.)

Zu den ungeheuerlichsten Gestalten im Bereiche der gesammten Thierwelt, besonders der Meerbewohner, gehört wohl der gemeine Vielfuß (Octopus vulgaris), ein Weichthier der Gruppe achtfüßiger Kephalopoden oder Kopffüßer. Die acht Arme des Thieres hängen im Schwimmen von dem beutelförmigen Rumpfe herab, werden aber im Zustande der Ruhe an und unter den Rumpf gezogen; beide Fälle lassen die zwei auf unserem Bilde dargestellten Exemplare (die beiden oberen Thiere) gewahren. Der Körper ist von weißgrauer Farbe, die aber bei jeder Aufregung in braune, rothe und gelbe Tinten übergeht, während sich die ganze obere Seite mit warzigen Hervorragungen bedeckt. Der gemeine Vielfuß nährt sich von Muscheln, Fischen und Krebsen, auf die er, nachdem er sie mit seinen großen Augäpfeln erlauert, losschießt, sie mit seinen Fangarmen umstrickt und mit seinen Saugnäpfen festhält; er erreicht oft eine bedeutende Größe — ein zu Nizza gefangener war neun Fuß lang und wog fünfzig Pfund — und findet sich im ganzen Mittelmeer, an allen Küsten des Atlantischen Oceans, an den west- und ostindischen Inseln und bei Isle de France. — Zu den zahlreichsten und gewöhnlichsten Bewohnern unserer Meere gehört das dritte Thier, welches unsere Illustration (unten rechts) zeigt: eine Krabbe, und zwar eine sogenannte Dreieckkrabbe. Bei diesen zu der Gruppe der Dekapoden oder Zehnfüßer gehörenden Thieren ist der beim Flußkrebs „Schwanz" genannte Körpertheil kurz plattenförmig und unter das Kopfbruststück eingeschlagen, wodurch sie zum Gehen — was sie meist in seitlicher Richtung ausführen — geschickter werden. Die Dreieckkrabben schwimmen nicht, sondern kriechen auf dem Meeresgrunde einher. Sie kommen auch in den nördlichen europäischen Meeren zahlreich vor, finden sich aber besonders massenhaft im Mittelmeer bis Triest und Fiume hinauf und werden als beliebtes Nahrungsmittel alljährlich zu vielen Tausenden auf die Fischmärkte der Küstenstädte des Mittelmeeres gebracht.



Der Vielfuß und die Krabbe.

Das Schiller-Denkmal in Wien.

(Mit Bild auf Seite 357.)

Als 1859 der hundertjährige Geburtstag Friedrich v. Schiller's in allen deutschen Landen gefeiert wurde, entstand auch in Wien der Gedanke, dem großen, im Herzen des deutschen Volkes so tief wurzelnden Dichter in der Kaiserstadt an der Donau ein würdiges Denkmal zu errichten, aber erst 1868 kam es zur Aufforderung zu Beiträgen und zur Konkurrenzausschreibung. Das zusammengetretene Comité wählte von 44 eingegangenen Entwürfen den des Professors Johannes Schilling in Dresden zur Ausführung, und dieses, nach dem Modell des genannten Künstlers in der k. k. Kunst-Erzgießerei gegossene und am 10. November 1876 feierlichst enthüllte Denkmal bringt unser Bild S. 357 zur Anschauung. Das herrliche Monument erhebt sich auf dem Schillerplatz an der Albrechtsstraße, wo die neue Akademie der bildenden Künste demselben einen stylvollen Hintergrund gewährt, und gibt in der Hauptfigur die Gestalt des Dichters in edler und wohlgelungener Auffassung, mit Stift und Papier in den Händen, um eine poetische Inspiration, welche ihn zu erfüllen scheint, niederzuschreiben. Der Hauptsockel darunter zeigt vier stehende Genien: vorn den der Dichtkunst, hinten den der Menschenliebe und auf den beiden anderen Seiten die Genien der Kunst und Wissenschaft; das Postament trägt auf den vier Ecken sitzende Figuren, die vier Lebensalter darstellend, den Jüngling als Wanderer und den Mann als schaffenden Meister auf der Vorder-, das Kind im Arm der Mutter und einen ehrwürdigen Greis auf der Rückseite; der Unterbau ist mit vier Medaillons geschmückt: vorne mit dem Pegasus, hinten mit dem Pelikan, zu beiden Seiten je mit der tragischen Maske und mit dem Haupte der Minerva.

Die Auswanderer am Wabash.

Erzählung

von

J. O. Hansen.

(Nachdruck verboten.)

1.

Zwanzig englische Meilen unterhalb Rockport am Ohio landeten einige deutsche Ansiedler mit ihren Habseligkeiten. Das Dampfboot hielt zu solchem Behufe und um einige Klafter Feuerholz einzunehmen nur etwa zehn Minuten an dieser öden Uferstelle und stürmte dann von Neuem flußabwärts in Nacht und Regen hinein.

Es waren zwei Familien aus Mecklenburg, derbe, kräftige Bauern mit ihren Weibern, Söhnen und Töchtern, die wohl etwas Geld, aber abgesehen von ihren heimathlichen Tugenden: Fleiß, Ausdauer und Rechtschaffenheit, nicht allzuviel Verstand in das neue gelobte Land mitgebracht hatten.

Kaspar Schellhorn — so hieß der eine Bauer, der als Anführer der ganzen Schaar fungirte — und sein Nachbar hatten sich zur Auswanderung entschlossen, weil sie glaubten, in Amerika für ihre Kinder besser sorgen zu können, als ihnen das in Mecklenburg auf ihren kleinen schuldenbelasteten Besitzungen möglich gewesen. Viel hatte dazu ein Brief beigetragen, den ein Taugenichts von Vetter, ein verkommener Schneidergeselle Namens Christoph Hasenbein, ein Jahr zuvor an Kaspar Schellhorn geschrieben und der etwa folgenden Inhalt hatte:

„Dies ist das wahre Land für unsereins, Vetter. Hier kann man thun, was man will, und arbeiten



Das Schiller-Denkmal in Wien. (S. 356.)

(S. 356.)

so viel man mag. Zuerst habe ich in New-York geschneidert, dann in Cincinnati, wo es ein lustiges Leben ist und von deutschen Schneidergesellen wimmelt, weil es dort nämlich ungefähr tausend große Meister gibt, die das halbe Amerika mit fertigen Kleidungsstücken versorgen. Zwei Dollars betrug der Tagelohn. Aber das wurde mir bald zu lumpig und so dampfte ich denn noch eine Strecke den Ohiofluß hinunter und machte Bekanntschaft mit einem General, der nun mein dicker Freund ist und jeden Tag mit mir herumkneipt. Ich kaufte von ihm ein schönes Landgut und bin jetzt Gutsbesitzer am Wabash im Staate Indiana. Jetzt, als freier amerikanischer Bürger, pfeife ich auf Deutschland und besonders auf Mecklenburg. Hurrah! Hier gibt's keinen Großherzog und Soldat braucht man auch nicht zu werden, wenn man keine Lust dazu hat. Es sind noch mehr Landgüter hier zu kriegen. Wenn Du ein vernünftiger Kerl bist, Vetter, so kommst Du so bald als möglich herüber nach Amerika. Denn hier ist die wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Hier ist Alles möglich. Ein Schneidergeselle kann leicht Präsident werden, wenn er es nur pfiffig anfängt" u. s. w.

Dies merkwürdige Schreiben hatte den beiden simplen Bauern die Köpfe verrückt. Wenn ein Taugenichts wie Christoph Hasenbein in so kurzer Zeit Gutsbesitzer werden und sich mit einem vornehmen General befreunden konnte, was mußten dann in einem solchen herrlichen Lande nicht erst fleißige redliche Bauern ausrichten können! Schellhorn schrieb sogleich an den Vetter, daß er geneigt sei zur Auswanderung, und derselbe, ein Schurke durch und durch, hatte ihm die Anweisungen zur Reise in weiteren Briefen gegeben . . .

Eine überaus trostlose nächtliche Scenerie war es, auf welche die Einwanderer hinstarrten, nachdem das Dampfboot schnell wie durch Zauberei ihren Blicken entschwunden war. Der Himmel, von schwarzen schweren Wolken ganz überzogen, zu ihren Füßen die morastige Uferbank und der schäumende Fluß, vor ihnen landeinwärts lange Reihen aufgeschichteter Holzscheite, dahinter ein windschiefes kleines Blockhaus und ein unabsehbar düsterer Horizont von knorrigen Bäumen, durch deren Wipfel der Sturmwind sausend fuhr und die Aeste knarrend und krachend zusammenschlug.

Das war also nun das gelobte Amerika! Die Männer standen rathlos und schweigend, die Frauen schauerten und erbebten vor Kälte und Schrecken, die Kinder drängten sich dicht an einander, ihre Herzen klopften furchtsam, und die alte Großmutter setzte sich, stumpfsinnig vor sich hinstarrend, mit gefalteten Händen und über den Kopf gezogener Schürze auf ihre grüne messingbeschlagene Truhe, welche halb im Morast begraben dalag. Dabei goß der strömende Regen herunter auf so fürchterliche Art, als ob er den armen Leuten einen deutlichen Begriff geben wollte von dem schrecklichsten Tage der Sündfluth.

Endlich wurde die Thüre des nahen Blockhauses geöffnet und drei Männer traten in's Freie, von denen der Vorderste eine Laterne trug.

„Herr Gott von Mecklenburg, was ist das für ein Hundewetter!" schrie der Nächstfolgende auf Deutsch und fragte dann englisch: „Seid Ihr ganz sicher, Jackson, daß es Deutsche sind?"

„Well," brummte der Mann mit der Laterne, „Ihr werdet gleich selbst sehen. Der Steuermann des Dampfers hat mir's gesagt. Es sind jedenfalls die Freunde, auf welche Ihr gehofft und gewartet habt, um sie gehörig zu striegeln."

„Das ist Vetter Christoph!" rief Kaspar Schellhorn, dem bei dem Klange der bekannten Stimme des nahen Anverwandten ein schwerer Alp von der Brust weggenommen ward. „O, Vetter, Vetter, was für ein nasses Land ist dies Amerika!"

„Hurrah! Heil Columbia! Onkel Sam und das gesprenkelte Sternenbanner for ever!" schrie der ehemalige Schneidergeselle, jetzige Gutsbesitzer Christoph Hasenbein, indem er auf die Ankömmlinge zueilte und der Reihe nach Alle umarmte. „Laßt Euch das bischen Regen und Sturm nicht anfechten! Es kommt schon wieder 'mal Sonnenschein, bevor dies glorreiche Jahr zu Ende geht!"

„Das Beste ist wohl, Schneider," sagte der Laternenträger, „wir schaffen die Sachen und die Leute schnell in's Haus."

„Jawohl, Jackson! Drinnen ist's warm und der heiße Brandy steht parat. Kommt, General! Faßt Alle an!"

Der Aufforderung wurde schleunigst Folge geleistet. Alle bemühten sich nach besten Kräften, und so befanden sich denn die Einwanderer nach kaum zehn Minuten mit ihren Habseligkeiten im Innern des Blockhauses, das aus unbehauenen Stämmen aufgeführt war, vorsündfluthlich und ungefüge aussah und viel Zugwind durchließ. Im von Lehm und Steinen unförmlich aufgemauerten Kamin prasselte ein mächtiges Feuer, den Raum mit angenehmer Wärme erfüllend, welche den Neuangekommenen, deren nasse Kleider gleich zu dampfen anfingen, sehr wohl that.

Sodann wurde für sie ein kräftiger Imbiß, aus Maiskuchen und Schweinefleisch nebst Speck bestehend, aufgetragen. Große Blechbecher, mit heißem Brandy gefüllt, machten fleißig die Runde und weckten die Lebensgeister aller Anwesenden auf.

Kaspar Schellhorn, sein Nachbar und die Angehörigen dieser Beiden gewahrten mit einigem Mißbehagen das verkommene Aussehen ihres Verwandten. Sein geröthetes Antlitz offenbarte Wüstheit und Liederlichkeit. Seine Haare und sein langer Kinnbart waren so struppig und wirr, als hätten sie seit Monaten mit keinem Kamm Bekanntschaft gemacht. Die Kleidung, welche er trug, stand dazu im richtigen Verhältniß. Ein zerfetzter Hut, ein vielfach geflickter fettiger Rock von grobem Stoffe, von der Wäsche gar nicht zu reden, weil solche durch ihre gänzliche Abwesenheit glänzte, bildeten im Verein mit grobleinenen Beinkleidern und zerrissenen Stiefeln den Anzug des Vetters Christoph. Der Mann, der Jackson hieß, war der Besitzer des Blockhauses und von Profession Holzschläger. Er hatte, gleich nachdem er sein Geschäft der Holzlieferung mit dem Dampfbootkapitän erledigt, seine beiden Bekannten von der Ankunft der Deutschen benachrichtigt. Die dritte Persönlichkeit endlich war der „General", ein verwegen und wüst aussehender rothhaariger und rothbärtiger Mensch von etwa vierzig Jahren, dessen Aeußeres den Eindruck der vollständigsten physischen und moralischen Verlumptheit machte.

Er wurde von dem Vetter als „General Smith" vorgestellt und mischte sich in keiner Weise vorläufig in's Gespräch, da er, ebenso wie Jackson, nur der englischen Sprache mächtig war.

Vetter Christoph erzählte, nachdem er seiner Freude über die glückliche Ankunft seiner Verwandten und Landsleute wiederholt den lebhaftesten und übertriebensten Ausdruck gegeben, wie er und sein Freund, der General, schon seit einigen Tagen im Blockhause kampirt und sehnsüchtig geharrt hätten auf diesen schönen Augenblick der Vereinigung. Sechsmal hätten Dampfboote angelegt, ohne die Erwarteten zu bringen. Beim siebenten Mal hätten er und sein Freund sich nicht von der Brandybowle losreißen und in den Sturm hinausrennen mögen. Deshalb wären sie nicht sogleich an's Ufer gekommen. Er sprach die Hoffnung aus, daß das Wetter sich bessern werde, um anderen Tags die Landreise nach Norden antreten zu können, und fügte hinzu, daß ein Wagen und zwei Pferde bereit ständen, um das Gepäck und die Frauen fortzuschaffen.

Unter den obwaltenden Umständen mußten Kaspar Schellhorn und sein Nachbar für diese Fürsorge sehr dankbar sein. Gleichwohl fühlten sie, und noch mehr die Frauen und Kinder, sich sehr gedrückt. Sie hatten sich das Alles ganz anders, ganz anders gedacht. Nun zeigte das gelobte Land der Verheißung, Amerika, sich ihnen in so widerwärtiger Gestalt! . . .

„Es ist die schlechte Jahreszeit jetzt," bemerkte Vetter Christoph ermuthigend. „Ueberall ist es jetzt gerade ein bischen feucht in Amerika. Da kannst Du Dir wohl denken, daß es gegenwärtig am Wabash auch nicht ganz trocken sein kann. Uebrigens herrliches Land dort! Das Vieh wird fett von selbst, man weiß nicht, wie es zugeht, denn es läuft immer frei im Busch herum, und das Korn gedeiht dort dreimal so gut als in Mecklenburg. Wenn ich Geld genug hätte, so würde ich die vierhundert Acres, welche General Smith noch zu verkaufen hat, für sechzehnhundert Dollars selber erstehen. Es ist ein wahres Lumpengeld für einen solchen Ackergrund und Wiesenboden. Du und Dein Nachbar, Vetter, Ihr werdet mir ewig dankbar dafür sein, wenn Ihr diesen famosen Glückskauf macht!"

Da die Ankömmlinge sehr ermüdet waren und aus den nassen Kleidern zu kommen wünschten, so legten sie sich bald in zwei Kammern oder vielmehr Bretterverschlägen zur Ruhe. Jackson suchte ebenfalls sein Lager auf. Nur Vetter Christoph und der mysteriöse General Smith blieben beim Kaminfeuer sitzen und brauten sich eine neue Bowle Brandypunsch.

Sie vertieften sich in ein vertrauliches leises Gespräch und da dasselbe in einem barbarischen Yankee-englisch geführt wurde, so hätte keiner der frisch eingewanderten Deutschen, selbst wenn er gehorcht hätte, ein Wort davon verstehen können.

„Schneider," sagte der General, „es ist verflucht und verdammt, daß die Leute zu einer so frühen Jahreszeit angekommen sind. Die Landlots, die ich am Wabash zu verkaufen habe und für die ich im Ganzen einst fünfzig Dollars zahlte . . ."

„Jawohl," brummte Vetter Christoph, „und wovon Ihr mir ungefähr den siebenten Theil mit einem jämmerlichen Blockhaus für dreihundert Dollars aufgehängt habt. Hol' Euch der Teufel, General!"

„Nun, nun, werdet nur nicht rappelköpfig, Schneider! Sind wir nicht gute Freunde und Kameraden geworden seitdem? Was ich von Euch an Geld erhielt, das habe ich nachher redlich mit Euch getheilt in Brandy. Wir wollen nun gemeinschaftlich unser Heil im Westen suchen, in Missouri, wo ich gute Freunde habe, die ein paar Kerle wie uns mit Jubel willkommen heißen werden. Das Geld dieser dummen Dutchmen soll uns dazu behilflich sein."

„Das ist unser famoser Plan," versetzte der ehemalige Schneidergeselle kopfnickend. „Deshalb habe ich meine Verwandtschaft aufgefordert, nach Amerika zu kommen, um sie hier gründlich über's Ohr zu hauen. Sie haben mich früher genug chikanirt im alten Lande drüben, weil ich von Natur ein bischen liederlich bin! Nun will ich's ihnen heimzahlen!"

„Ich bin mit Leib und Seele dabei," brummte der Andere. „Aber wird es uns gelingen, Schneider? Gott verdamm' es, meine Landlots am Wabash stehen zum Theil jetzt drei Fuß unter Wasser. Wenn die Leute das sehen, so fürchte ich, werden sie kopfscheu."

„Es sind dumme Esel," sagte der Schneider höhnisch. „Wir werden das Geld bekommen auf die eine oder die andere Art. Ich muß es auskundschaften, in welcher Truhe das Geld sich befindet. Sobald wir das wissen, General, ist das übrige Bagatelle. Und dann fort nach Missouri. Ich habe das kalte Fieber und die Sumpfluft am Wabash so satt, daß ich es schon lange nicht mehr ausgehalten hätte ohne Euren Brandy."

„So meine ich es," sprach der General zufrieden. „Ich will ein teuflischer Alligator sein, Schneider, wenn's nicht wahr ist: Ihr seid der erste vernünftige Dutchman, der mir noch vorgekommen ist! . . ."

In ähnlicher Weise dauerte das schändliche

Zwiegespräch noch geraume Zeit fort. Und die armen Mecklenburger lagen in der Kammer nebenan in unruhigem Schlummer. Finstere Träume mochten sie wohl plagen.

2.

Am Nachmittag des folgenden Tages hellte sich das Wetter auf und der Sturm legte sich. Aus einem benachbarten Schuppen wurden der Karren des Generals, sowie dessen zwei Pferde — ein Paar elende abgetriebene Gäule — geholt, das Gepäck, die Frauen und Kinder auf dem Gefährt untergebracht, und sodann brach die kleine Karawane auf nach den Ansiedelungen am Wabash.

Der General schritt voraus bei den Pferden und wußte sie mit anerkennenswerther Geschicklichkeit zu leiten auf dem überaus schlechten Wege, dessen primitive Beschaffenheit die Mecklenburger nicht wenig in Erstaunen setzte. Baumstümpfe, Schlammlöcher, steile Höhen und andere Fährlichkeiten galt es zu überwinden und der Wagenführer brachte das auch Alles fertig. Hinter dem Gefährt schritten Christoph Hasenbein, Kaspar Schellhorn, dessen Nachbar und die Söhne der Letzteren. Sie marschirten rüstig durch Dick und Dünn und wurden bisweilen in Anspruch genommen, wenn die Nothwendigkeit sich zeigte, den Pferden zu Hilfe zu kommen, um den Wagen an einer besonders steilen Stelle hinauf zu bringen.

Der ehemalige Schneidergeselle unterhielt sich während der langen mühseligen Wanderung auf's Angelegentlichste mit seinem Vetter über alte mecklenburgische Geschichten und neue amerikanische Aussichten und wußte mit vieler Arglist aus dem etwas beschränkten Manne alles das herauszulocken, was er zu erfahren wünschte. Bei Gelegenheit nahm er einmal seinen Compagnon bei Seite und flüsterte ihm zu: „Ich weiß jetzt, wo das Geld ist, General! Es ist in der braunen Truhe mit dem Messingschild vorne, worauf die Buchstaben K. S. eingravirt sind. Es macht 2400 Dollars aus in Gold, Silber und Banknoten. Das Schloß ist aber sehr fest!"

Des Generals Augen begannen vor Gier zu glänzen und er murmelte mit vergnügtem Grinsen: „Schon gut, Schneider, wir wollen das braune Ding schon aufbrechen. Ich verstehe mich donnermäßig gut auf Schlosserarbeit!"

General Smith war für die Mecklenburger der räthselhafteste Bewohner des Erdballs. Unter dem im Briefe des Vetters Christoph erwähnten „General" hatten sie sich einen wirklichen militärischen Würdenträger vorgestellt, einen vornehmen Herrn in prachtvoller Uniform mit schweren goldenen Epaulettes und mindestens zwei Dutzend Orden. Nun sahen sie sich so gründlich getäuscht und der von ihnen glänzend und phantastisch ausgeschmückte General sah in Wahrheit einem richtigen Lump so ähnlich wie ein Ei dem andern.

Die Sache ging dem guten Kaspar Schellhorn ganz gewaltig im Kopfe herum und er zog endlich Erkundigungen darüber bei dem Vetter ein.

„Siehst Du, Kaspar," erklärte der ehemalige Schneidergeselle darauf mit triumphirender Begeisterung, „das ist eben das Famose hier zu Lande. Hier kann Jeder General, Oberst, Kapitän u. s. w. sein, der Lust dazu hat. Mein Freund Smith war früher Ochsentreiber und als solcher erhielt er, weil er die Transporte von Ochsen kommandirte, den Spitznamen General, welchen er seitdem behalten hat. Ich selber hatte einmal die Idee, mich Oberst oder Kapitän tituliren zu lassen, allein ich gab den Gedanken bald auf, weil mir alles Militärische greulich zuwider ist. Du kannst hier ohne Weiteres jeden Titel annehmen, den Du zu haben wünschest, Vetter. Wenn Du Dich „Kaiser von Amerika" nennen willst, so hat kein Mensch etwas dagegen. Wer unter dem gesprenkelten Sternenbanner lebt, der kann in dieser Hinsicht thun, was ihm gefällt. In's Irrenhaus sperrt man hier zu Lande deswegen die Leute nicht. Das ist ja eben das Famose und Glorreiche der amerikanischen Freiheit!"

Diese Erklärungen leuchteten den Mecklenburgern keineswegs ein. Sie schüttelten vielmehr bedenklich die Köpfe und äußerten, daß es das Merkwürdigste sei, was sie je in ihrem Leben gehört.

Gegen Abend wurde in einer recht behäbigen Farm eingesprochen und dort übernachtet, am nächsten Abend in einer anderen. Die Bewohner dieser Farmhäuser waren Amerikaner und verstanden kein Deutsch. Die Mecklenburger fanden Gelegenheit, einen flüchtigen Einblick in die beiden amerikanischen Wirthschaften zu gewinnen und waren von der Unordnung und Sorglosigkeit, welche sie beobachten konnten, nicht sehr erbaut. Am meisten beunruhigte sie das bleiche kränkliche Aussehen der Leute, bei welchen das kalte Fieber ein täglicher Gast war. Endlich am dritten Reisetage erreichte die Karawane den Wabashstrom, der wegen der heftigen Regengüsse der letzten Wochen weit über sein Ufer getreten war.

„Das ist unsere Ansiedelung," sagte der Schneider, indem er auf zwei elende Blockhäuser hindeutete, die eher aussahen wie Hundeställe als wie menschliche Wohnungen und von denen das eine halb, das andere fast ganz im Morast begraben war. „Das größere Haus gehört dem General, das andere mir. Nun kommt herein und laßt Euch's wohl sein!"

Die Einwanderer schauten ganz verdutzt auf die trostlose öde Scenerie, welche sie umgab. Ein großer Theil der Ländereien stand unter Wasser und daraus ragten die verkommenen Bäume und abgestorbenen Baumstümpfe melancholisch und gespenstergleich hervor. Das nicht unter Wasser befindliche Land war sumpfiger Marschboden. In der Nähe des größeren Blockhauses war eine vielfach zerbrochene Fenz zu sehen und dahinter hielten sich eine bösartige rothe Kuh und zwei Schweine auf.

„Das ist also Dein Landgut, Vetter?" fragte Kaspar Schellhorn staunend. „Um das zu sehen, um dergleichen zu erwerben, hast Du uns aus Mecklenburg hieher gelockt?"

Es war wirklich das berühmte Landgut, Vetter Christoph konnte es nicht leugnen. Er bot nun alle Künste seiner Beredsamkeit auf, um die Landsleute von der Vortrefflichkeit der Wabashländereien zu überzeugen, allein angesichts des schauderhaften Zustandes dieser Ländereien war ihm das doch nicht möglich. Kaspar Schellhorn meinte ironisch, daß man ja eine Fischnatur besitzen müsse, um am Wabash existiren zu können. Auch der Nachbar und die Angehörigen mischten sich darein und machten dem amerikanisirten Schneider harte und erbitterte Vorwürfe darüber, daß er sie so fürchterlich geprellt.

Die Einwanderer wurden unter sich einig, daß sie schon am nächsten Tage nordwärts ziehen wollten, um eine trockenere und gesundere Gegend aufzusuchen, die zur Ansiedelung sich eigne.

Vorläufig mußten sie aber doch ruhen nach den gehabten Strapazen und so verfügten sie sich denn Alle in das größere Blockhaus und stärkten sich dort an Speise und Trank. Auch das Gepäck wurde hereingeschafft und an der einen Seite des Raumes aufgestapelt. Noch vor Schlafengehen versuchte der Schneider, die Landsleute in bessere Stimmung zu bringen und machte ihnen pomphafte Beschreibungen von Ländereien weiter oben am Wabash; allein die einmal so bitter Getäuschten achteten kaum auf seine neuen Lügen. Schellhorn wollte für die Weiterreise das Gespann Pferde und den Wagen miethen und beauftragte den Vetter, dies Verlangen dem General zu verdolmetschen.

Christoph Hasenbein wandte sich darauf sogleich an seinen Verbündeten und sagte zu ihm im echten Spitzbubenenglisch: „Die Leute wollen morgen fort, General. Da ist kein Halten! Sie sind alle mit einander so dickschädelig wie der Ochsenkopf im mecklenburgischen Wappenschild!"

„Ich dachte mir's wohl," brummte der General grinsend. „Die Gegend hier ist eine nette Pfütze, in welche nur ein Spekulant wie ich eine Handvoll Dollars hineinzuwerfen wagt."

„Also wenn etwas geschehen soll, so muß es heute Nacht geschehen."

„Heute Nacht."

„Wagen, Pferde, Kuh und Schweine lassen wir zurück. Wir machen die Reise zu Wasser, nicht wahr, General?"

„Ich kalkulire, wir werden's thun. Mein Boot liegt bei der alten Krummeiche und ich habe bereits einige Provisionen, meine Flinte und Munition, sowie ein Dutzend Flaschen Brandy hineingepackt."

„Schön!" sagte der Schneider und wandte sich jetzt an Kaspar Schellhorn.

„Nun, was sagt der Mann?" fragte dieser etwas besorgt. „Ihr spracht vorhin von Dollars mit einander, nicht?"

„Jawohl," versetzte der schurkische Vetter, „der General, dem es sehr leid thut, daß es Euch in dieser paradiesmäßigen Gegend nicht gefällt, will Euch Pferde und Wagen unter der Bedingung, daß er selber mitgeht und als Führer dient, auf acht Tage überlassen für drei Dollars Vergütung täglich. Bist Du damit zufrieden, Kaspar?"

Schellhorn erklärte, daß er damit zufrieden sei. Bald nachher wurde es Schlafenszeit. Die Frauen und Mädchen legten sich in einem besonderen Verschlage nieder, die Männer blieben in dem großen Raum, wo das Gepäck sich befand.

Mochten die Herzen der Einwanderer über ihre gänzlich getäuschten Hoffnungen noch so bekümmert und sorgengequält sein und sie in unruhigem Dahinbrüten den größten Theil der Nacht verbringen lassen — endlich senkte sich doch der linde Schlaf auf ihre Augenlider und umhüllte sie mit dem dunklen Flor des Vergessens aller Pein . . .

Auf diesen Moment hatten die beiden Compagnons sehnsüchtig gewartet. Sobald sie sich von dem festen Schlaf der Einwanderer hinlänglich überzeugt hatten, schlichen sie zu den Gepäckstücken hin und machten die große braune Truhe frei, deren Lage der General sich so sorgsam eingeprägt hatte, daß er sie auch im Dunkeln nicht verfehlen konnte. Mit der Geschicklichkeit eines New-Yorker Einbrechers öffnete er fast geräuschlos das Schloß und suchte dann im Verein mit dem Schneider nach dem Gelde. Bald fanden sie den Beutel mit dem Gold und Silber und die Brieftasche mit den Greenbacks (dem amerikanischen Papiergeld). Der General hatte nun große Lust, auch die übrigen Kisten aufzubrechen, doch mahnte der Schneider ängstlich davon ab und der Andere willfahrte ihm. Sie wandten sich darauf zur Flucht, schlichen aus dem Blockhaus und stiegen bei der alten Krummeiche in das bereitliegende Boot. Das Segel wurde gehißt und dann eilte das kleine Fahrzeug, von günstigem Nordwind getrieben, den Wabash hinab und dem Ohio zu . . .

3.

Als am Morgen nach dem nächtlichen Raube die Einwanderer erwachten, wunderten sie sich, daß Vetter Christoph und der Hauseigenthümer sich gar nicht blicken ließen. Kaspar Schellhorn trat in's Freie hinaus, um nach dem Karren und den Pferden zu sehen, welche er auch richtig fand, doch von dem General und dem Vetter entdeckte er keine Spur. Er kehrte in's Haus zurück. Wie er gerade über die Schwelle trat, tönte ihm lautes Klagegeschrei entgegen. Man hatte nämlich inzwischen entdeckt, daß die braune Kiste gewaltsam aufgebrochen worden sei.

Außer sich vor Angst und Sorge durchsuchte der Besitzer die Truhe, deren Inhalt wild durcheinander gerührt war, und gelangte bald zu der schmerzlichen Ueberzeugung, daß der schurkische Verwandte und der abgefeimte amerikanische Gauner den darin aufbewahrten Schatz von 2400 Dol-

lars gestohlen haben mußten. Verwünschungen und Flüche tönten hinter den Elenden her, doch leider waren diese unsichtbar und ungreifbar. Wie hätten die Einwanderer, die eben erst angekommen, mit Wegen und Stegen völlig unbekannt und sogar der englischen Sprache unkundig waren, eine Verfolgung der Räuber in's Werk setzen können? Es war daran nicht zu denken! . . . Es zeigte sich aber nun sogleich der Edelmuth des mit ausgewanderten Nachbars in hellstem Glanze. Seine Kiste war verschont geblieben und somit sein Baarvermögen, aus etwa 3000 Dollars bestehend, gerettet. Hochherzig erklärte er, daß er mit seinem Freunde zusammenstehen wolle in der Noth, daß er ihm zum Ankaufe einer Farm Geld vorzustrecken willens sei und daß die beiden Familien in Zukunft sich niemals trennen, sondern einmüthig zusammenhalten sollten in unverbrüchlicher Einigkeit.

Sie beluden darauf den Karren, schirrten die Pferde vor und verließen die Unglücksstätte am Wabash. Als sie nach einigen Tagen eine Ansiedelung auf ihrem Wege trafen, erzählten sie dort ihr Abenteuer einem anwesenden Deutschen, der ihnen auseinandersetzte, daß eine gerichtliche Klage gegen die beiden Spitzbuben schwerlich zu einem Resultate führen würde, da es nicht bekannt sei, wohin dieselben sich gewendet.

Endlich erreichten die Mecklenburger Bloomfield, einen aufblühenden Ort in angenehmer Gegend. Es gelang ihnen, zu mäßigem Preis zwei schöne, doch sehr vernachlässigte Farmen zu kaufen, wo sich die beiden Familien dann niederließen. Deutscher Fleiß, deutsche Ausdauer, verbunden mit Sparsamkeit und Liebe für den eigenen Grund und Boden (wie sie der Anglo-Amerikaner nicht kennt), leisteten in wenigen Jahren das denkbar Mögliche. Die früher vernachlässigten Besitzungen wurden bald Musterfarmen und lieferten reichen Ertrag. Die Mecklenburger verdienten viel Geld, konnten mehr Land ankaufen und ließen zwei neue schöne Wohnhäuser erbauen, die, von ansehnlichen Ställen und Scheuern umgeben, dem Beschauer einen richtigen Begriff gaben von der Tüchtigkeit deutscher Wirthschaftlichkeit.

Wenn auch etwas langsam, so gewöhnten sie sich doch allmählig an die amerikanischen Eigenthümlichkeiten und erlitten niemals wieder Schaden, seitdem sie gleich zum Anfang so theures Lehrgeld bezahlt.

Mit dem bösen Vetter Christoph konnte es selbstverständlich kein gutes Ende nehmen. Er und sein Freund, der „General" Smith, schlossen sich in Missouri einer Gaunerbande an und sie verübten noch viele Schandthaten. Endlich aber fielen sie der Justiz in die Hände und sie wurden gehängt. Von Rechts wegen!

Humoristisches.



Ein alter Witz, der sich nach dem Krach in die höhere Gesellschaft verirrt hat.

He, Otto! erinnerst Du Dich wohl noch Deines Versprechens vom vorigen Jahre: wenn Du einmal einen ausnehmend schönen Schmuck findest — so . . . . .

— Ja, ich erinnere mich — aber ich habe meine Börse nicht in dieser Hose — und — es ist mein einziges Paar.



Der routinirte Kaufmann.

Lehrling: Herr Prinzipal, die kurzen 6-Pfennig-Cigarren sind ausgegangen, dagegen ist noch großer Vorrath von der langen schlechten 4-Pfennig-Sorte.

Prinzipal: So nimmt man die langen 4-Pfennig-Cigarren, schneidet von jeder ein Stück ab und verkauft sie als kurze für 6 Pfennig.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

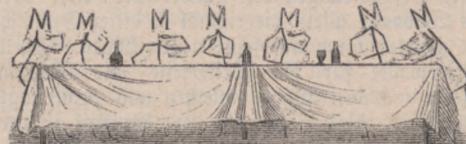
Das Benefiz. — Ein Schauspieler in einem Städtchen Ungarns wandte zu seinem Benefiz folgendes Mittel an, um eine gute Einnahme zu erzielen. Er ließ auf dem Theaterzettel eine Pistole abbilden, mit der Unterschrift: „Wahrhafte Abbildung des entsetzlichen Mordgewehrs, womit ich mir diese Nacht das Leben nehmen werde, falls ich mich nicht einer guten Einnahme erfreue." S.

Nicht eine Fliege. — Der römische Kaiser Domitian machte sich täglich das sonderbare Vergnügen, einige Stunden Fliegen zu fangen, die er mit einem spitzen Griffel durchstach. Ein witziger Höfling antwortete demzufolge einst Jemand, der ihn fragte, ob der Kaiser allein sei: „Tritt nur ein, Du findest bei ihm nicht eine Fliege!" — ein Witzwort, das er mit dem Leben bezahlen mußte, denn der verspottete kaiserliche Fliegenfänger ließ ihn köpfen. C. S.

Ein Staatsverbesserer. — Der Schneider Heinrich's IV. hatte ein kleines Buch von Verordnungen drucken lassen, die seiner Meinung nach zur Wohlfahrt des Staates nothwendig wären. Er hatte die Dreistigkeit, es dem Könige zu überreichen. Dieser nahm es lachend an, und als er einige Seiten darin gelesen hatte, sagte er zu einem seiner Kammerdiener: „Man rufe mir meinen Kanzler, er soll nur kommen und mir das Maß zu einem Kleide nehmen, denn gegenwärtig ist es mein Schneider, der Staatsverordnungen macht." S.

Bilder-Räthsel.





Auflösung folgt in Nr. 46.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 44:
Nur der Mensch, der wahrhaft mit sich selbst ist, vermag es gegen Andere zu sein.

Charade.

Jüngst hab' ich von der Eins gelesen
In einem englischen Roman,
Daß sie als heirathslustig Wesen
Sich gern schaut alle Männer an.

Aus süßer Quelle stammt die Zweite,
Leicht schmelzend wie der Jungfrau Herz,
Das in des Daseins hartem Streite
Getroffen bricht von bangem Schmerz.

Doch willst Du bei den Bäckern kommen
Den kleinen Semmeln auf die Spur,
So wird das Ganze dann genommen
Von ihnen als ein Vorwand nur. M. Paul.

Auflösung folgt in Nr. 46.

Auflösung des Räthsels in Nr. 44:
Angel.

Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 44:
Bilsenkraut, Elise, Braun, Tukan, Nil, Elieser, Rakete, Kesselstein.

Redaktion, Druck und Verlag
von
Hermann Schönlein in Stuttgart.

Annahme dürfte um so so mehr zutreffen, da Aleko Pascha Vogorides sich während seiner Verwaltung in der That unentschuldbare Blößen gegeben hat.

Provinzielles.

Königsberg, 30. October. [Russisch-deutscher Verkehr.] Der Hauptverkehr auf der königlich preußischen Ostbahn besteht augenblicklich in bedeutenden Kartoffeltransporten, welche von Engländern aufgekauft und nach Stettin dirigirt werden. Ein großer Theil des Wagenparkes ist ausschließlich diesen Sendungen zur Disposition gestellt worden. Die Getreidezufuhren aus Rußland bleiben jedoch aus und das wenige Getreide, welches in Königsberg eintrifft, rührt aus der Provinz her und trifft mit den sogenannten Ausladezügen ein. Die Massentarife, welche seit dem 27. September von der preußischen Ostbahn mit einem Theil der russischen Bahnen abgeschlossen und eingeführt worden sind, scheinen eben vorläufig noch von keinem Erfolge gekrönt zu sein. Der Hauptverkehr mit russischem Getreide zieht sich über Orel nach Ungarn. (K. H. Z.)

* **Löbau**, 30. October. Am Dienstag den 28 d. M. tagte hier die erste Strafkammer. Den Vorsitz derselben führte Herr Amtsgerichtsrath Käpler, afs Beisitzer waren Amtsgerichtsrath Kurzinski, die Amtsrichter Möser und Lemke von hier und Kannopsch von Neumark; als Staatsanwalt fungirte Staatsanwalt Feige aus Thorn. Unter den verhandelten Sachen war eine Anklage gegen den Gutsbesitzer Salzmann in Kielpin. Er wurde beschuldigt, daß seine Hunde im Winter ein Kind auf öffentlicher Straße zerrissen hätten. Angeklagter wurde freigesprochen, da es nicht erwiesen werden konnte, daß es seine Hunde gewesen seien. Eine Sache wegen Meineid mußte vertagt werden, da mehrere Zeugen fehlten. Sonst wurden noch einige einige Sachen wegen Diebstahl, Hausfriedensbruch und Körperverletzung verhandelt. Die neue Amtstracht macht auf das Publikum einen besonderen Eindruck; dieselbe erinnert so recht an die Vehmgerichte. — Der hiesige Männer-Turnverein, welcher im vorigen Winter in der unangenehmen Lage war, das Turnen einstellen zu müssen, da das betreffende Lokal verweigert wurde, hält jetzt seine Uebungen wieder in demselben Lokal ab. Vor einiger Zeit wurde vom Drewenz-Gauverbande ein Gauturntag in Weißenburg abgehalten und auf demselben beschlossen, daß das nächste Gauturnfest in Lautenburg stattfindet. Diese Mittheilung ist für die Turner eine frohe Botschaft, da ihnen Lautenburg noch von der Fahnenweihe her in gutem Andenken geblieben ist. — Die Ersatzwahl für das Abgeordneten-Haus (Herr Lizkowski, welcher hier und auch in Strasburg gewählt wurde, nahm das Mandat für letzteren Kreis an) findet in hiesiger Stadt am 5. November im Lilienthal'schen Lokal statt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Polen den Sieg erringen, da die Deutschen im hiesigen Kreise nur sehr schwach vertreten sind.

(/) **Inowrazlaw**, 30. Oktober. [Durch eine Reise nach Dietrichswalde wahnsinnig geworden.] Am 5. September d. J. ist die Tochter der Wittwe Marianna Matuszak von hier mit andern Pilgern zum Ablasse nach Dietrichswalde gegangen. Zurück hat sie die Tour zu Fuß gemacht; da ihr das Geld ausgegangen war und man hatte dieselbe am 10. und 11. September cr. in Dt. Eylau noch unter den Pilgern gesehen; von da ab war sie spurlos verschwunden. In Folge eines Gesuches der Mutter des Mädchens wurden Recherchen angestellt und nun hat man nach einer Mittheilung des Gemeinde-Vorstandes zu Neuhof bei Radomno, Kreis Löbau das Mädchen auf dortiger Feldmark vorgefunden — jedoch vom Wahnsinn befallen, fortwährend Selbstgespräche führend, deren Thema nur Dietrichswalde und die Muttergottes ist.

Thorn. Gestern concertirte das österreichische Damenquartett, bestehend aus den Damen: Frl. Fanny (Sopran I), Marie (Sopran II), Amalie (Alt II), Tschampa und Frl. Marianne Gallowitsch (Alt I) unter Mitwirkung der Pianistin Frl. Fanny Mahler in der Gymnasial-Aula. Dieses zweite Künstler-Concert für die Saison brachte uns einen seltenen Genuß. Der Effect, welchen der Gesang hervorbrachte, muß in der That ein überraschender genannt werden. Die einzelnen Stimmen vereinigten sich zu einem harmonischen Ganzen, wie es lieblicher nicht hätte sein können. Da war kein Ton, welcher aus den Fesseln, die das Ensemble ihm auferlegt, selbstisch heraustrat, wie es so leicht bei derartigen Vorführungen sich ereignet, namentlich dann, wenn eine Stimme die Melodie solo führt, und die übrigen nur begleitend hinzutreten. Da war kein rauher Klang, keine einseitige Auffassung, keine Ungleichmäßigkeit im Rhythmus, welche die feine Aufführung hätten verletzen können. Mit geschlossenen Augen glaubte man manchmal nur eine einzige in Vierklängen tönende Stimme zu vernehmen und Deutlichkeit und Präcision in der Aussprache konnten diesen Glauben nur noch bestärken. — Mächtig war das Forte, lieblich und anmuthig hinschmelzend das Piano, gleich den harmonischen Klängen von Aolsharfen, gradezu bestrickend aber wirkten die Stimmen im Crescendo und Diminuendo. Die einfache Weise des irischen Volksliedes, das Schiffchen von Titl, das orginelle Csàrdàs und die Brautfahrt von Kjerulf mögen dem Publikum das meiste Gefallen abgelockt haben. Von großem Interesse möchten für den Physiologen die deutlicher als gewöhnlich bei den Stimmen hervorgetretenen Obertöne gewesen sein. Sie sind es eben, welche die Klangfarbe der menschlichen Stimmen ausmachen, aber selten hört selbst das musikalisch gebildete Ohr sie so deutlich heraus, wie bei dem gestrigen Gesange. Obgleich weiche und dumpfe Stimmen eine geringere Anzahl und weniger hervortretende Obertöne als helle und schärfere Stimmen zeigen, so möchten wir doch den wundersamen Timbre des zweiten Sopranes und Altes denselben zuschreiben. Was das Spiel der Pianistin anbelangt, so müssen wir den seelenvollen Vortrag, der aus einer verständnißvollen Auffassung entsprießt, und welcher jedenfalls bei einer anderen Auswahl von Piecen noch mehr zur Geltung kommen würde, hervorheben; auch die Technik, welche zwar in dem Chopin'schen Scherzo auf einige Schwierigkeiten stieß, verdient namentlich in der Listschen Etude und in dessen Rhapsodie hongroise unsere volle Anerkennung. — Wie wir hören, beabsichtigen die Damen morgen (Sonntag) Abend noch ein zweites Concert zu geben, dessen Besuch wir dem Publikum angelegentlichst empfehlen.

— **Besuch.** Morgen, Sonntag, trifft der vortragende Rath im Reichseisenbahn-Amt Herr Ober-Regierungsrath Kraeft hier ein um Montag nach Alexandrowo und von dort nach Thorn zurückreisen. Demnächst beabsichtigt Herr Geheimrath Kraeft über Insterburg nach Wirballen zu reisen. Begleiten wird ihn der Vorsitzende der hiesigen Königlichen Eisenbahn-Commission, Herr Regierungs-Assessor Hoyer.

— **Der Edison'sche Phonograph**, der während der letzten Tage in den hiesigen Schulen gezeigt wurde, wird, wie wir hören am nächsten Dienstag im Kaufmännischen-Vereine ausgestellt werden. Unsre Leser werden sich erinnern, welches Aufsehen Edisons geniale Erfindung s. Zt. gemacht hat und werden es gewiß nicht versäumen sich selbst von den Leistungen des merkwürdigen Instrumentes zu überzeugen.

— **Diebstahl.** Auf der Culmer Vorstadt ist gestern eine Ziege gestohlen worden.

— **Verhaftet** wurden seit gestern Mittag 4 Personen.

Briefkasten.

N. B. Wir können Ihre Ansicht nicht theilen, daß nach dem neuen Konkursgesetz nach erfolgtem Zwangsvergleich (Accord) die Gläubiger berechtigt sein sollen, den ausgefallenen Theil ihrer Forderung wieder geltend zu machen; § 178 der neuen K. O. sagt: Der rechtskräftig bestätigte Zwangsvergleich ist wirksam für und gegen alle nicht bevorrechteten Konkursgläuber auch wenn dieselben an dem Konkursverfahren oder an der Beschlußfassung über den Vergleich nicht theil genommen oder gegen den Vergleich gestimmt haben; nach dieser Bestimmung scheint es uns unzweifelhaft, daß der Gläubiger den Schuldener wegen des im Zwangsvergleich ausgefallenen Theiles einer Forderung nicht mehr verfolgen kann; selbst wenn der Schuldner später wieder Vermögen erwirbt. Anders verhält es sich, wenn der Accord durch Betrug zu Stande gekommen ist; hierüber sagt § 182 der n. K. O.: „Wenn der Zwangsvergleich durch Betrug zu Stande gekommen ist, so kann jeder Gläubiger den vergleichmäßigen Erlaß seiner Forderung anfechten"; die Anfechtung ist aber auch nur dann zuläßig, wenn der Gläubiger ohne Verschulden außer Stande war, den Anfechtungsgrund in dem Bestätigungs-Verfahren geltend zu machen. Welchen Sinn sollte ein Zwangsvergleichs-Verfahren haben, wenn die volle Forderung gegen den Schuldner weiter besteht?

Eingesandt aus Culmsee.

Für den folgenden Theil ist die Redaktion dem Publikum gegenüber nicht verantwortlich.

Eine bescheidene Berichtigung möcht ich geben
Ueber das Culmsee'er jetzige gesellige Leben,
Wie leicht schleicht sich sonst ein Irrthum ein,
Darum, frisch gewagt und reinen Wein!

Was der Berichterstatter „andere Ressourcen" benannt
Ist schon lange Jedem als Familienkränzchen bekannt,
Getanzt wurde wöchentlich auch nicht dort,
Und doch amusirten wir uns immerfort.

So soll mit vereinten Kräften für den Winter es bleiben
Durch Tanz, genügt uns die Stadt- und Land-Ressource, die Zeit zu vertreiben.
Doch Spiel, Scherz, der Gemüthlichkeit viel
Das ist des Familienkränzchens Ziel.

Das Dieser und Jener dem Letzteren den Vorzug nun giebt
Ist wohl verständlich, da nicht Jedermann tanzt und den Tanz liebt.
Darum können beide Gesellschaften wohl bestehen,
Erst dadurch ist Allem Genüge geschen.

Telegraphische Börsen-Depesche

Berlin, den 1. Noveber 1879.

Fonds: günstig.		31. O.
Russische Banknoten	215,10	215,60
Warschau 8 Tage	214,50	214,80
Russ. 5% Anleihe von 1877	88,90	88,80
„ Orient-Anleihe „ 1879	60,10	60,10
Polnische Pfandbriefe 5%	63,80	63,70
do. Liquid. Pfandbriefe	56,50	56,10
Westpr. Pfandbriefe 4%	96,70	96,70
do. do. 4½%	101,60	101,50
Kredit-Actien	472,50	467,50
Oesterr. Banknoten	173,80	173,95
Disconto-Comm.-Anth.	174,40	173,00
Weizen: gelb November-Dezember	230,00	227,00
April-Mai	240,00	236,00
Roggen: loco	159,00	158,00
Novbr.-December	159,00	158,00
April-Mai	167,50	158,00
Mai-Juni	167,00	165,70
Rüböl: Novbr.-Dezbr.	53,90	53,60
April-Mai	56,40	56,00
Spiritus: loco	56,00	56,00
Novbr.-Dezbr.	53,30	55,80
April-Mai	58,80	58,40

Diskont 4½%
Lombard 5½%

Wasserstand am 1. Novbr. Nachm. 3 Uhr 4 Fuß 9 Zoll.

Die glückliche Entbindung seiner lieben Frau von einer Tochter zeigt statt jeder besonderen Meldung ergebenst an.

Strasburg, den 31. Oktober 1879.

Dr. Szelinski,
Gymnasial-Oberlehrer.

Konkurs-Verfahren.

Ueber das Vermögen des verstorbenen Kaufmanns **W. Mendelsohn** zu Strasburg Westpr., wird heute **am 24. Oktober 1879,** Vorm. $8\frac{1}{2}$ Uhr, das Konkurs-Verfahren eröffnet.

Der Rechts-Anwalt Herr **Joseph** aus Strasburg wird zum Konkurs-Verwalter ernannt.

Konkursforderungen sind bis zum **20. Dezember 1879** bei dem Gerichte anzumelden.

Es wird zur Beschlußfassung über die Wahl eines anderen Verwalters, sowie über die Bestellung eines Gläubiger-Ausschusses und eintretenden Falls über die in § 120 der Konkurs-Ordnung bezeichneten Gegenstände — auf den

10. November 1879,
Vorm. 10 Uhr,

— und zur Prüfung der angemeldeten Forderungen auf den

6. Januar 1880,
Vorm. 10 Uhr,

— vor dem unterzeichneten Gerichte Termin anberaumt.

Allen Personen, welche eine zur Konkursmasse gehörige Sache in Besitz haben oder zur Konkursmasse etwas schuldig sind, wird aufgegeben, nichts an den Gemeinschuldner zu verabfolgen oder zu leisten, auch die Verpflichtung auferlegt, von dem Besitze der Sache und von den Forderungen, für welche sie aus der Sache abgesonderte Befriedigung in Anspruch nehmen, dem Konkurs-Verwalter bis zum **9. November 1879** Anzeige zu machen.

Kgl. Amts-Gericht zu Strasburg.

Nothwendige Subhastation.

Das den Wilhelm und Euphrosine geb. Gogolin, Rude'schen Eheleuten gehörige, in Sokoligóra belegene, im Hypothekenbuche dieses Orts unter der Nummer 1, Forstparzelle, verzeichnete Grundstück soll

am **18. Dezember 1879,**
Vormittags 11 Uhr,

in Sokoligóra im Wege der Zwangs-Vollstreckung versteigert und das Urtheil über die Ertheilung des Zuschlags

am **19. Dezember 1879,**
Vormittags 11 Uhr,

an Gerichtsstelle hier verkündet werden.

Es beträgt das Gesammtmaß der der Grundsteuer unterliegenden Flächen des Grundstücks 35 ha 54 a und 20 qm. Der Reinertrag, nach welchem das Grundstück zur Grundsteuer veranlagt worden, 121,74 Thlr. Nutzungswerth, nach welchem das Grundstück zur Gebäudesteuer veranlagt worden, 75 Mk.

Der das Grundstück betreffende Auszug aus der Steuerrolle, Hypothekenschein und andere dasselbe angehende Nachweisungen können in unserem Geschäftslokale eingesehen werden.

Alle Diejenigen, welche Eigenthum oder anderweite, zur Wirksamkeit gegen Dritte der Eintragung in das Hypothekenbuch bedürfende, aber nicht eingetragene Realrechte geltend zu machen haben, werden hierdurch aufgefordert, dieselben zur Vermeidung der Präclusion spätestens im Versteigerungs-Termine anzumelden.

Gollub, den 30. September 1879.

Königl. Kreisgerichts-Commission.
Der Subhastationsrichter.

(Hierzu eine Beilage sowie eine illustrirte Beilage).

Für Redaktion und Verlag verantwortlich: J. G. Weiß in Thorn. Druck der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Culmer-Strasse 305 und Breite-Strasse 453.

!Preis-Verzeichniss!

Die

Galanterie-, Kurz- u. Weißwaaren-Handlung

von

Julius Gembicki

bietet dem geehrten Publikum der Stadt Thorn und Umgegend die Gelegenheit, vom 1. Oktober nachstehende Artikel zu **fabelhaft billigen Preisen** einzukaufen:

	Mk.		Pf.
1 Pfd. **engl. Strickwolle**	2.75	**Stoffknöpfe** zu Kleidern Dtz.	20
1 „ **Berliner** „ I.	3.00	**Steinnuß und Perlmutter** „	20
1 „ „ „ II.	2.00	1 Rolle **Maschinengarn** 1000 Yrd.	40
1 „ **Vigogna**	2.00	1 „ „ 250 „	18
1 Lage **Zephyr**, schwarz	0.18	1 „ „ 200 „	12
1 „ „ coul.	0.25	3 „ „ 80 „	25
1 „ **Mohairwolle**, schwarz	0.40	4 Knäulchen **Rollgarn**	10

ebenso entsprechend **Moos-, Gobelin- und Castorwolle.** — sowie **sämmtliche Zuthaten** zur Herren- und Damenschneiderei zu außergewöhnlich billigen Preisen.

Zur Saison

empfehle:

Wollene Tricotagen für Herren u. Damen, Strümpfe, Socken, Handschuhe, Cachenez,

sowie in **größter Auswahl** am Platze

Tapisserie-Waaren,

als: **Teppiche, Kissen, Schuhe, Lambrequins** rc.

zu noch nie dagewesenen billigen Preisen.

Julius Gembicki,

Culmer-Straße 305 und Breite-Straße 453.

P. S. Aufträge von Außerhalb werden prompt ausgeführt.

Culmer-Strasse 305 und Breite-Strasse 453.

Culmer-Strasse 305 und Breite-Strasse 453.

Culmer-Strasse 305 und Breite-Strasse 453.

BERLIN C. Alte Leipziger-Str. 1. an der Jungfernbrücke.

J. A. Heese,

BERLIN C. Alte Leipziger-Str. 1. an der Jungfernbrücke.

Königl. Hoflieferant und Seidenwaaren-Fabrikant.

Meine Läger von:

Seiden-Manufactur- und Mode-Waaren, Sammeten, Besatz-Stoffen jeder Art, Confections, Plaids, Reisedecken, Châles, Damen- und Herren-Cravatten, Cachenez etc.

sind mit **allen Neuheiten der Saison** auf das **reichhaltigste** sortirt und empfehle solche zu **billigsten Preisen.**

Wegen gänzlicher Aufgabe meines Möbelstoff-Lagers habe ich sämmtliche Bestände von

Möbel- und Portièren-Stoffen, Tischdecken, Gardinen, Teppichen und Läuferstoffen jeder Art

abermals **erheblich ermässigt** und verfehle nicht, auf diese Gelegenheit zu **vortheilhaften Einkäufen** besonders aufmerksam zu machen.

Proben nach ausserhalb postfrei.

Plissée-Brenn-Anstalt, Gerechte Strasse 110.

Hiermit die ergebene Anzeige, daß ich **Gerechte Straße Nr. 110** eine

Plissée-Brenn-Anstalt

errichtet habe.

Durch Ankauf einer der **neuesten**

Plissée-Brenn-Maschine

bin ich in der Lage, die

verschiedensten Plissée's

in **geschmackvollster Weise** anzufertigen.

Ich ersuche höflichst, mein Unternehmen gütigst unterstützen zu wollen und mich mit zahlreichen Aufträgen gefl. bald zu beehren.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Pauline Wendland.

Plissée-Brenn-Anstalt, Gerechte Strasse 110.

Plissée-Brenn-Anstalt, Ger. Str. 110.

Plissée-Brenn-Anstalt, Ger. Str. 110.

Damen-Paletots, Havelocks und Jaquets

in den neuesten Stoffen und Façons

empfiehlt in **großer Auswahl billig**

Benno Friedländer.

Wäsche-Confection

von

A. Kube,

Thorn, Gerechte-Str. 128 I.

Billigste Anfertigung **jeder Art Wäsche.**

Oberhemden

nach Maaß oder Angabe, anerkannt gut sitzend, mit Leinen-Einsätzen schon von **3 Mk. 50 Pf.** an. — **Chiffons** und **Einsätze** zu billigsten Preisen.

Markt-Anzeige.

Einem hochgeehrten Publikum, sowie meinen werthgeschätzten Kunden zur gefälligen Nachricht, daß ich wieder mit einem **großen Lager**

Tilsiter Schuh-Waaren,

wie bekannt, in **dauerhafter guter Waare**, zum Markte hier eingetroffen bin und selbige zu billigen Preisen empfehle. Hochachtungsvoll

W. Schrader,

Schuh-Fabrikant aus Tilsit.

Mein Stand ist auf dem altstädt. Markt gegenüber von Herrn A. Mazurkiewicz.



Gegen Kälte und Nässe sehr zu empfehlen.



Amerikan. Holzschuhe, warm gefüttert,

Gummischuhe, echte Russen!

Filzschuhe in allen Sorten und Größen.

G. Grundmann, Hutmacher,

im Hause der Herren **C. B. Dietrich & Sohn.**

Pianinos

gegen beliebige Ratenzahlungen,

bei Baarzahlung hoher Rabatt;

kostenfreie Probesendung direct von der Fabrik

Th. Weidenslaufer, Berlin NW.

Geehrte Anfragen werden sofort beantwortet.

Die Erzeugnisse der Königlich Preussischen und Kaiserlich Oesterreichischen

Hof-Chocolade-Fabrikanten

Gebrüder Stollwerck

in Cöln a. Rh.,

Filialen in **Frankfurt a. M., Breslau** und **Wien,** **verdanken ihren Weltruf der gewissenhaften Verwendung von nur besten Rohmaterialien und deren sorgfältigster Bearbeitung.**

Die Original 1/4- und 1/2-Pfund-Packungen sind mit Preisen und Garantie-Marke (**rein Cacao und Zucker**) versehen.

Die Fabrik ist brevetirte Lieferantin:

I.I. M.M. des Kaisers Wilhelm, der Kaiserin Augusta, Sr. Kaiserl. u. Königl. Hoh. des Kronprinzen, Sr. Kaiserl. u. Königl. apostol. Majestät Franz Joseph, sowie der Höfe von **England, Italien,** der **Türkei, Bayern, Sachsen, Holland, Belgien, Baden, Sachsen-Weimar, Mecklenburg, Rumänien,** und **Schwarzburg.**

19 goldene, silberne und broncene Medaillen.

Stollwerck'sche Chocoladen & Cacaos

sind in allen Städten Deutschlands zu haben, sowie auch an den Haupt-Bahnhof-Büffets.

In Thorn bei Conditoren **Gebr. Pünchera,** bei Conditor **R. Tarrey** und bei Conditor **A. Wiese.** In Culmsee bei **Meyer & Hirschfeld.** In Gollub bei Conditor **Ed. Müller.**

Markt-Anzeige.

Dem geehrten Publikum von Thorn und Umgegend, sowie meinen geschätzten Kunden die ergebene Anzeige, daß ich wieder mit einem **großen Lager**

Tilsiter Schuh-Waaren

in **dauerhafter** und **guter Waare** hier eingetroffen bin und selbige zu billigen Preisen empfehle. Hochachtungsvoll

W. Husing,

Schuhfabrikant aus Tilsit.

Mein Stand ist auf dem altstädt. Markt, vis-à-vis von Herrn Kaufmann Moritz Meyer.

!Fast umsonst!

In Folge Liquidation der jüngst falliten großen **Britannia-Silber-Fabrik** werden folgende **40 Stück** äußerst gediegene **Britannia-Silber-Gegenstände** für **nur 13 Mark,** als kaum des vierten Theiles der Herstellungskosten, also **fast umsonst,** abgegeben und zwar:

6 Stück vorzügl. gute **Tafelmesser,** Britannia-Silberheft u. Silberstahlklingen
6 „ **Gabeln,** feinst Britannia-Silber
6 „ schwere Brit.-Silb. **Speiselöffel,**
6 „ Brit.-Silb. **Kaffee-** o. **Theelöffel** bester Qualität,
1 „ massiv Brit.-Silb. **Oberschöpfer,**
1 „ schwerer Brit.-Silber **Suppenschöpfer,**
6 „ feine Brit.-Silber **Messerleger,**
6 „ **Austria-Tassen,** fein ciselirt,
2 „ effectvolle Britannia-Silber-Salon-Tafelleuchter.

40 Stück. Alle hier angeführten **40 Gegenstände** kosten **zusammen nur 13 Mk.** — Das Britannia-Silber ist das einzige Metall, welches ewig weiß bleibt und von dem echten Silber, selbst nach **20jährigem Gebrauch** nicht zu unterscheiden ist, wofür **garantirt wird.** — Adresse u. Bestellungsort: **Blau & Kann, General-Depot der Britannia-Silber-Fabriken, Wien.** — Versandt prompt gegen Postvorschuß oder Geldeinsendung. — Zoll u. Postspesen sehr gering.

„Brennerei von Wedekind, Nordhausen,"

Gegründet anno 1770 — **Unbedingt reell!**

„Erinnert daran, dass sie nicht reisen lässt, Aufträge durch ihre resp. Platz-Vertreter oder per Postkarte erbittet und die Preisberichte ihres Kornbranntweins alter Brennart franco versendet. Sie verladet monatlich Waggonweise auf allen Hauptstrecken. Die Fässer ihrer Böttcherei sind die billigsten und besten."

Zum ersten Male hier!



Der Schirm-Fabrikant

S. Deutschland

aus Berlin

ist mit einem ganz bedeutenden Lager

äußerst gediegen gearbeiteter

Regenschirme

am hiesigen Platze zum Jahrmarkte eingetroffen. Der anhaltenden Geschäftsstockung wegen, soll und muß das Lager zu jedem nur annehmbarem Preise ausverkauft werden.

Berlin, S. Deutschland, Danzig.

Stand auf dem Altst. Markt, mit der Rückwand vis-à-vis d. kgl. Apotheke.

SIMEONS AUTOGRAPH

Anerkannt bester

Vervielfältigungs-Apparat

einseitig 8°, 4°, Folio Mk. 4. 6. 9. } incl. Tinte
zweiseitig „ „ „ „ 6. 9. 12. }

Emballage 35 Pf. Tinte 50 Pf. pr. Glas, Masse zur Selbstanfert. od. Nachfüll. M. 3.

Wilhelm Simeons, Höchst a. M.

Wer etwas wahrhaft Reelles

zur Erhaltung und Verschönerung seines Kopfhaares gebrauchen will, der kaufe die Ricinusöl-Pommade mit Chinin von Bruno Börner in Dresden.

In Büchsen, à 50 Pf. und 1 Mark, in Thorn allein echt zu haben bei

F. Menzel, Butterstraße 145.

Dresch-Maschinen

liefern als Spezialität zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Handdreschmaschinen von Rm. 112 bis 165. **Göpel allein** von Rm. 160 bis 210, **Göpeldreschmaschinen mit Göpel** für 1, 2 und 3 Zugthiere von Rm. 272 bis 375, franco jeder Bahnstation, Garantie und Probezeit. Zahlungstermine auf Verlangen. Trieurs (Unkrautauslesemaschinen) Häcksel-Maschinen, Schrotmühlen, billigst. Agenten erwünscht. Neuer Catalog auf Wunsch franco gratis.

Ph. Mayfarth & Co., Maschinenfabrik, Frankfurt a. M

Ziegel

sämmtliche Sorten sind in der **städtischen Ziegelei** zu haben.

Anweisungen ertheilt

Benno Richter,

am altstädtischen Markt 160.

Grätzer Bier, vorzüglicher Qualität, in Fässern empfiehlt die Export-Brauerei von **N. Dokowiez,** Wollstein, Prov. Posen.

Für Redaktion und Verlag verantwortlich: J. G. Weiß in Thorn. Druck der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Beilage zu Nr. 257 der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Sonntag den 2. November 1879.

Rußlands auswärtige Politik.

Ein Petersburger Correspondent der „Trib." schreibt unterm 25. Oktober: Die Nachrichten aus Deutschland während dieser Woche waren für Rußland gerade nicht sehr erfreulicher Natur, wiewohl sie das Gute haben, daß sie uns die nunmehrige Lage der Dinge in klarem Lichte zeigen. Die Ausführung des Herrn Busch in den „Grenzboten", sowie die Mittheilungen der „Kölnischen Zeitung" über die Art des Zustandekommens des jüngsten deutsch-österreichischen Bündnisses sind es, welche die hiesigen Gemüther und die russische Presse augenblicklich beschäftigten, wenn auch im geringeren Maße, als dies in Deutschland vielleicht vermuthet wird. Man ist in Rußland zu sehr an den Gedanken gewöhnt, es könne vor der Hand und zwar so lange die beiden einander verbundenen Monarchen an der Spitze ihrer Regierung stehen, keinen ernstlichen Zusammenstoß zwischen den beiden Staaten geben, um von ihm lassen zu können. Man will sich daher auch von allen jenen „Enthüllungen" der letzten Tage hier nicht sehr beunruhigen lassen, sondern ruhig abwarten, was — die nächsten Tage bringen werden.

Es giebt hier Viele, die sich in folgender Combination gefallen: Deutschland — sagen sie — war und ist mit Recht bemüht, für kommende Fälle sich wenigstens der Freundschaft einer Großmacht zu vergewissern, auf welche es zählen könnte; bis jetzt ist diese ehrenvolle Rolle Rußland zugefallen. Nun hat aber Rußland einen mühevollen, an Opfern reichen Feldzug durchgemacht, es gesteht selbst offen ein, daß es, wenn auch nicht gänzlich, so doch theilweise erschöpft ist, und wer weiß, ob gegenwärtig von ihm irgend welche bedeutendere Hülfe zu erwarten wäre. Deutschland glaubte also besser zu thun, sich einen monentan mehr „gesammelten" und frischern Freund zu suchen, was man ihm nicht verargen kann.

Indessen so wird die Sache von den Meisten doch nicht angesehen. Man ist weit mehr geneigt, in dem deutsch-österreichischen Bündniß hauptsächlich die Basis für einen Handelsvertrag zu sehen, so daß dasselbe in erster Linie dazu berufen wäre, den volkswirthschaftlichen Interessen beider Staaten zu dienen: von weitgehenden politischen Combinationen könne kaum die Rede sein.

Inwiefern die eine oder die andere dieser Anschauungen richtig ist, muß dahingestellt bleiben, es genügt zu constatiren, daß die öffentliche Meinung in Rußland sich nicht zu sehr engagiren läßt. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist nach einer ganz andern Seite gerichtet: nach Asien, wo die Ereignisse in den allerletzten Tagen abermals eine neue Wendung genommen haben. Es vergeht eben keine Woche, ohne daß die dortigen politisch-strategischen Verhältnisse irgend eine Aenderung erleiden, was nur als Folge der englischen Machinationen betrachtet werden muß.

Seit Kurzem bildet nun den Hauptpunkt der asiatischen Angelegenheiten kein geringeres Reich, als das — persische, und Persien ist es, um dessen Gunst jetzt eifrig so russischer- als englischerseits gebuhlt wird. In Rußland hat man die Sachlage schon lange erkannt, man hatte aber bis jetzt Grund zu glauben, daß man der freundschaftlichen Haltung Persiens, bei den Actionen in Asien, völlig sicher sein könne, um so mehr, als an der Pacificirung der Achalteke, um welche es sich jetzt handelt, Persien zum mindesten ebensoviel gelegen sein muß, wie Rußland, vielleicht noch mehr, da die Turkmenen sehr oft Raubanfälle und Brandschatzungen jenseits der persischen Grenze unternommen haben. Nun ist aber jüngst ein eclatanter Gegenbeweis für die vermeintliche russenfreundliche Gesinnung Persiens gegeben worden. Einige persische Kaufleute übernahmen bedeutende Lieferungen für die russischen Truppen und erhielten auch namhafte Vorschüsse, um die nöthigen Einkäufe zu besorgen. Die Perser kehrten aber bald zurück, retournirten die ihnen gegebenen Vorschuß-Summen und verzichteten auf daß für sie sehr vortheilhafte Geschäft, ohne dafür einen Grund anzugeben. Es ist klar, daß die persische Regierung ihnen die Ausführung der Lieferungen untersagt hatte. Zu gleicher Zeit wurde in England eine Karte Centralasiens angefertigt (vielleicht nur in einem Exemplare), auf welcher das Gebiet, das jetzt als Aufenthaltsort und Operationsbasis der russischen Truppen dient, als zu Persien gehörend bezeichnet wird. An der Hand dieser Karte beeilten sich die Engländer am persischen Hofe zu demonstriren, daß die Russen sich jetzt auf persischem Gebiet bewegen; zugleich sind englischerseits die eifrigsten Bemühungen gemacht worden, Persien für eine Allianz mit England zu stimmen; allem Anscheine nach sind diese Bemühungen nicht ohne Erfolg geblieben, und Rußland muß nun seine ganze diplomatische Thätigkeit in Bewegung setzen, um noch von der persischen Freundschaft zu retten, was zu retten ist. Eine freundliche Gesinnung Persien's ist eben eine unbedingte Nothwendigkeit für die Politik Rußland's in Mittel-Asien, ohne welche sich kein einziger Schrit dort thun läßt. Es ist ersichtlich, daß die Intriguen England's der russischen Action schwere Schläge beibringen können, wenn nicht schleunigst Abhülfe geschaffen wird.

Mittlerweile sind die Nachrichten, welche von den Truppen der Expedition hierher gelangen, nach jeder Richtung hin sehr trauriger Natur. Der „Golos" beschreibt das Schicksal der Mannschaften, welche tiefes Mitleid verdienen. Die Misère der gegenwärtigen Expedition ist bedeutend größer als diejenige des jüngsten orientalischen Feldzuges; in Bulgarien hatte man wenigstens für Geld etwas bekommen können, was unter den Turkmenen durchaus nicht der Fall ist. Die Vorräthe dürften nicht lange mehr reichen, und die Truppen, namentlich die Officiere, sehen mit Schrecken die Zeit herankommen, wo es nichts mehr zu rauchen geben und sogar Mangel an Victualien zu fühlen sein wird. Die Besorgnisse werden immer größer, und man muß wegen des weiteren Schicksals der zahlreichen Detachements sehr beunruhigt sein.

Vom Marseiller Arbeiter-Congreß.

Eine fixe Idee und eine bewegliche Zunge sind Eigenschaften, die dem begabteren französischen Arbeiter in hohem Grade eigen sind und ihn zu den tollsten Behauptungen führen. Das lehrt auch der Marseiller Arbeiter-Congreß wieder recht anschaulich. Die fixe Idee dieser Redner ist der Haß gegen alles, was besteht und mit dem Staate, dem verhaßten, irgend welche Beziehung hat, so die „Bourgeoise", ohne welche der Arbeiter doch gar nicht leben könnte, so selbst die Armee, weil sie den Arbeiter verhindert, seine fixe Idee auszuführen und alles zu ruiniren, was früher Adel und Geistlichkeit und seit 1789 die bürgerliche Gesellschaft, „die Bourgeoise", geschaffen hat. Wer geläufig schwatzen kann, wird als Delegirter erkoren, um auf Arbeiter-Congressen und in den Verhandlungen bei verschlossenen Thüren den Gesetzgeber in spe, den Apostel des Arbeiter-Evangeliums in partibus zu spielen. Es ist begreiflich, daß diese Redner den Mund so voll wie möglich nehmen, und den barsten Unsinn mit der Gelassenheit eines großen Mannes aussprechen. Die Commune war ein Kind dieser Art und Weise. Wo immer der Franzose eine Dummheit machen will, da ist das Weibervolk voraus. So auch in Marseille. Der Congreß zählt, wie die „Débats" sich ausdrücken, „eine Anzahl junger Frauen, alle schön, wie die Romanze sagt, beredt, wie uns versichert wird und wie wir gern glauben. Die eine derselben, die Bürgerin Hubertine Auclerc, Abgeordnete des Vereins, für die Rechte der Frauen und Arbeiter von Belleville, hat lebhaften Eindruck gemacht." „Sie ist ungefähr 25 Jahre alt", erzählt die „Marseillaise", „ihr Gesicht ist reizend und sanft, ihre Haltung auf der Tribüne voll Mäßigung, Energie und Grazie." Diese Mlle. Auclerc schwang sich sogleich hoch über die Arbeiterfrage hinaus in die Region der Frauenfrage, wo Mann und Weib gleich sind und die Vergewaltigung der Frau aufhört, die auch unter der Hülle der Republik noch fortdauert. Das Proletariat wird von der Bourgeoisie mißhandelt und es mißhandelt dafür das Weib, das als untergeordnet angesehen wird. Gegen diejenigen Verächter des Weibes, die vom anatomischen Standpunkte gewisser Gelehrten ausgehen, ruft Mlle. Auclerc in die Schranken den — Dr. Louis Büchner, der nachweist daß das Weib im Verhältniß zu dem übrigen Körper einen ebenso dicken und schweren Kopf hat, wie der Mann, vielleicht ist derselbe auch noch feiner organisirt. Das klingt nun Alles recht schön, und wir sind auch weit entfernt, über die Frauenfrage streiten wollen; aber sind das Fragen, die vor den Forum der Arbeitercongresse gelöst werden können? nämlich vernünftig und unbefangen meinen wir; denn daß der französische Arbeiten zu Allem fähig ist, auch zur Lösung der schwersten philosophischen Probleme, das hat leider nur zu schauerlich die Pariser Commune von 1871 gelehrt. Man lese die Tollhäuslereien, die damals in Proclamationen, Reden und — Thaten vorgebracht wurden, einmal wieder in den Quellenschriften der Commune nach, und man wird sich entsetzen vor den Verwirrungen von Menschen, die doch aus einem der ältesten und begabtesten Culturvölker Europas hervorgegangen sind, freilich meistens aus so verpesteten Großstädten wie Paris, Lyon, Marseille u. s. w. Es ist wenn man in diese Zustände tiefer hineinschaut, als habe man angehende chinesische Auswüchse einer faulenden Civilisation vor sich. Eine Parallele zwischen den Ideen und Thaten der Taipings und denen der Communards drängt sich fast von selbst auf. Auch bei diesen spielt „das Weib" eine große Rolle, und wo eine Stadt der chinesischen Bourgeoisie mit Mann und Maus von der Erde vertilgt wurde, war „das Weib" voran in der „Umgestaltung der Welt und der Herstellung des Rechtes." Zum Glück steht in Frankreich noch zur Zeit ein Mann an der Spitze, der, so weit seine Begriffe von Freiheit im Ganzen und von Rede- und Vereinsfreiheit im Besonderen sein mögen, doch gesunden Menschenverstand und moralischen Ernst genug besitzt, um die Gefahr zu sehen nach der erkannten Nothwendigkeit, ihr zu begegnen, dem bestehenden Gesetze Achtung verschaffen wird. Der Congreß von Marseille hat das Gute, daß er lehrt, wie es in den französischen Arbeiterkreisen wieder gährt; er hat, wie das „Journal des Debats" eingesteht, gezeigt, welche Unsumme von falschen Ansichten, unklaren Wünschen und tollen Plänen in diesen Kreisen spuckt.

* Politische Schattenbilder.

„Es kommt nicht darauf an," sagte der deutsche Philosoph Lichtenberg, „ob die Sonne in einem Staat nicht untergeht, wie sich Spanien ehedem rühmte, sondern darauf, was sie während ihres Laufes dort zu sehen bekommt." Die Sonne nun, welche in der Vorwoche durch die nassen Nebelschleier über dem preußischen Lande schien, mußte ein gar seltsames Schauspiel beleuchten. Ein preußischer Minister, von echtester konservativer Färbung, wurde von zwei deutschen Tagblättern, die seiner Partei zu Diensten schreiben, auf das Gröblichste abgekanzelt. Minister v. Puttkamer hatte in Essen von einem Bündniß „getischredet", das, so las er es in der „Kölnischen Zeitung", der deutsche Kaiser mit Oesterreich-Ungarn abgeschlossen haben soll. Die zwei offiziösen Organe der deutschen Regierung, die „Nordd. Allgemeine Zeitung" und die „Post" waren nun entrüstet, daß ein Minister sich aus einer liberalen Zeitung eine diplomatische Nachricht geholt hatte. Sie erzählten, was übrigens auch die Wiener Blätter bestätigen, daß über die intimen Abmachungen zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Andrassy weder ein Protokoll noch irgend ein Vertrag, der von den Kaisern zu unterzeichnen gewesen wäre, verfaßt wurde. Die beiden Staatsmänner haben nur den Inhalt ihrer Konferenzen in einem sogenannten aide memoire skizzirt und ihren Monarchen zur Prüfung übergeben. Der „Verweis", den die beiden Blätter dem Herrn v. Puttkamer in gesperrter Schrift ertheilten, war so rüpelhaft, daß der „gemaßregelte" Minister sehr geduldig sein muß, wenn er darnach noch im Amte bleibt. — Dieselbe Sonne wird in der kommenden Woche über ein ebenso seltsames Ereigniß leuchten, das wirklich in Schriftzügen in's deutsche Land kommen soll. Es ist dies ein Brief, den Papst Leo XIII. an alle deutschen Bischöfe senden wird und „durch welchen er sie — zur (Schlangen-) Klugheit und zu (jesuitischer) Mäßigung dem Staate gegenüber ermahnt." Leo XIII. hat ab und zu liberale Launen, in denen er mit seinen Bischöfen und ihren starren Köpfen unzufrieden ist. Ein Korrespondent aus Rom erzählt, daß der heilige Vater die Bischöfe Belgiens, welche ruhelos gegen die Regierung demonstriren, unlängst in einer galligen Stimmung mit jenen „blutlüsternen, im Weit- und Hochsprung gar gewandten Thierchen, die, jemehr man sie abwehrt, desto toller den Menschen bedrängen, verglichen hat. — Die guten Hannoveraner, welche die gleiche Landesfarbe, weißgelb, wie die Päpstlichen tragen, scheinen uns Preußen gar nicht holdgesinnt zu sein. Es wurde nämlich im hannover'schen Provinzial-Landtag der Antrag verhandelt: „Zum Andenken an das goldene Ehejubiläum des Kaiserpaares dem Waisenfonds der städtischen Wittwenkasse 200,000 Mk. zu überweisen." Ein Ober-Appellations-Rath, der Mann nennt sich Leuthe, bekämpfte den Antrag. Der Kaiser sei ja König von Preußen und man könne von den Hannoveranern doch nicht verlangen, daß sie eine Stiftung gründen aus Anlaß einer Feier im preußischen Königshaus! Das im J. 1866 dem Lande Hannover zugefügte Unrecht sei noch nicht gesühnt. Bei den letzten Reichstags-Wahlen habe das hannover'sche Volk, welches der Vereinigung mit Preußen entschieden feindlich gegenübersteht, unter neunzehn Reichstags-Mitgliedern elf Männer gewählt, deren Programm lautete: „Trennung des Königreichs Hannover von Preußen, je eher, desto lieber!" Mit jedem Tage, den diese unerklärliche Verbindung länger dauere, werde es ihm und mit ihm Tausenden seiner Landsleute klarer, daß diese Verbindung gleich unheilvoll für Preußen wie für Hannover sei. Zum Heil für Hannover denken dort die verständigen Leute anders. Sie haben die eklige Wirthschaft unter dem „geliebten" König Georg sattsam durchkostet und die Regierung — verwünscht, wo ein Barbier der mächtige Günstling des blinden Fürsten und ein als Hofkavalier verkleideter wirklicher Jesuit der Privatsekretair der Königin gewesen sind! Diese „Preußenhasser" werden gerade das Gegentheil von dem erreichen, was sie mit ihren infamen Hetzen haben wollen. Es wird ihnen ergehen, wie jenem christlichen Missionär, der nach dem eisigkalten Norden, zu den Grönländern wanderte. Er wollte sie bekehren und malte getreu der Jesuitenlehre: „die Hunde dessirt man mit der Peitsche, das Volk durch die Furcht vor der Hölle", den frierenden Haiden die die Hölle mit ihren lodernden Flammen und Feuergluten recht heiß aus. Statt mit den Zähnen vor Entsetzen und Schreck darüber zu klappern, grinzten die Grönländer vor Entzücken während der Predigt. Nach derselben warfen sie sich dem Missionär zu Füßen und baten: „Ach, nimm uns mit in die Hölle; hier müssen wir erfrieren. Dort giebt es ewiges Feuer und ist's schön warm!" —

In England ist wie ein Gespenst aus der Tiefe des Volkes die irische Frage aufgetaucht. Eine mächtige und entschlossene Organisation ist über das unglückliche Land verbreitet und was das Volk will, ist: eine eigene Regierung und Erlösung von dem unerträglichen Joch der Pachtverhältnisse, das, wie ein Volksmann sagte, jenem Frohndienste gleicht, unter dem vor 3000 Jahren das jüdische Volk im Pharaonenland seufzend litt. Der Hunger und die sociale Tyrannei haben das irische Volk bis an den Abgrund einer blutigen Revolution getrieben. Ein entsetzlicher Bund ist unter den Pächtern entstanden, in dem Jeder schwören muß, keinem Grundherrn den Pachtzins zu zahlen. Wer seinem Eid treulos wird, verfällt dem Tode. Die irische Frage wächst mit jedem Tag und hat ihre riesigen Schlagschatten schon ins englische Parlament geworfen. Die englische Regierung muß, um ihre glänzende Politik in Asien vollenden und sich mit der Krone der Weltherrschaft über der „alten Wiege des Menschen-Geschlechts" schmücken zu können, den Sturm, der aus Irland heranbraust, um jeden Preis beschwören und das Volk von Irland zufrieden stellen. —

Italien hat sich plötzlich erinnert, daß eines Tages Napoleon III. ihm die „Perle am Meere", das herrliche Nizza, die Wiege des Königshauses Savoyen, entrissen hat. Und mit dieser Erinnerung sind gar bittere Gefühle gegen die Ecoberer gekommen, welche eine Allianz mit Frankreich vor der Hand unmöglich machen. Der Besuch, den der deutsche Kronprinz in Monza dem König von Italien abstattete, soll der italienischen Politik eine Wendung nordwärts gegeben haben.

Von Seite Deutschlands soll man den Italienern gesagt haben: Es ist klug und recht, wenn die Italia irredenta, welche das österreichische Trentino-Gebiet ohne jeglichen Rechtstitel erobern will — nach einem viel blühenderen Lande greift, daß vor einigen Jahrzehnten noch gut wälsch gewesen, nach dem Nizzanergebiet." Die italienische Regierung hat diesen diplomatischen Wink mit dem „Degen" verstanden und der italienische Botschafter in Berlin, de Launay, soll mit Herrn v. Keudell eifrig darüber conferirt.

Rußland hatte dadurch einen Allianz-Genossen, der in einem Kampf mit Oesterreich-Ungarn von unschätzbarem Werth gewesen wäre, verloren. Das mag die Ursache sein, daß die russischen Großfürsten in Paris, wo man Italien sehr hochnasig behandelte, mehr als unliebenswürdig gewesen sind. Der „Gaulois" erzählt von einem Besuche, welchen der Czarewitsch, der russische Thronfolger, und die Großfürsten Alexis und Wladimir dem Präsidenten der Republik machten. Herr Grevy empfing sie mit den Worten: „Meine Herren (messiéurs statt, wie es die Etiquette gebietet, Messeigneurs) ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen." Die Prinzen erwiederten, indem sie Kehrt machten: „Herr Präsident, wir sind sehr erfreut, Sie gesehen zu haben!" — Sie glaubten jedenfalls, recht geistreich gewesen zu sein.

Und das dritte Ereigniß der Woche, das die Herbstsonne, durch deren Strahlen schon glitzernde Schneeflocken wirbeln, beschien, war die Thronrede, mit der der preußische Landtag eröffnet wurde. Sie war farblos und gipfelte in der Forderung einer neuen — Anleihe-Bewilligung.

Euer Amt sich fasset in dem kurzen Reim,
Versammelt Euch, schafft Geld und trollt Euch
wieder heim!